<36604807460012

<36604807460012

Bayer. Staatsbibliothek

H. g. hum. 103. — 1

~~Hist. univ. (Gen. hum.)~~ k.

Gruber.

Geschichte
des
menschlichen Geschlechts
aus dem
Gesichtspunkt der Humanität.

Erzählt
von
J. G. Gruber.

Erster Band.

Leipzig,
bey J. F. Hartknoch.
1806.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sr. Hochwürden

Herrn

Karl David Ilgen,

Doctor der Theologie und Philosophie und Director der Churf. Sächs. Landschule zu Pforta

seinem verehrten Lehrer und Freunde

sey

dieses Werk ein Zeichen

von

des Verfassers Dankbarkeit, Hochachtung und Liebe.

Horat.

Aut virtus nomen inane est,

Aut decus et pretium recte petit experiens vir.

Vorrede.

Indem ich dem Publikum meinen Versuch der Darstellung einer Geschichte unsers Geschlechts vorzulegen wage, scheint es mir, der es wohl weiß, welch einem schwierigen Geschäft er sich damit unterzogen, sehr nöthig, den Gesichtspunkt anzugeben, aus welchem ich mein Werk angesehen habe; denn ich möchte so wenig gern Erwartungen erregen, welche von Andern besser befriedigt werden, als mich Urtheilen aussetzen, welche in dem Grade schiefer seyn müssen, als der Beurtheiler ferner von meinem Gesichtspunkt steht.

Frühe

Frühe schon überzeugt, daß alle Beschäftigung mit Wissenschaft und Kunst ein leeres Spiel ums Spiel sey, wofern der Mensch dadurch nicht über das Räthsel seines Daseyns aufgeklärt und wahrhaft menschlich gebildet wird, gieng, seitdem ich gelernt hatte, das bloß Angenehme dem Höheren unterzuordnen, mein ernstes Streben dahin, jenes Räthsel mir zu lösen, mir selbst, nach besten Kräften, eine solche Bildung zu geben, und eine solche auch bey Andern zu befördern. Nichts Höheres kannte ich als den Ehrentitel eines Humanisten, der freilich aber mir etwas anders war, als er gewöhnlich ist und noch etwas anderes leisten muß, als er gewöhnlich leistete. Nicht bloß die Kenntniß der alten Literatur, einen so hohen und durch nichts anderes zu ersetzenden Werth auch dieselbe behauptet, sondern vereint mit ihr Kenntniß der Poesie und Be-

redsamkeit, der Philosophie, der Weltkunde und Geschichte sind es, welche, nach meiner Meinung, den Kreis der Humanioren umschließen, jenes Räthsel lösen, jene Bildung geben. In dem Morgentraume des Lebens entzückt uns nichts so sehr, als die Poesie, freudig wandelt der Jüngling zur ernsteren Schwester über, in die Gebiete der Philosophie, auch hier an der Aussicht in das Unermeßliche, nicht ohne tiefes Staunen, sich labend, bis endlich ihm, je näher dem Manne, das Geleit an der Hand der Geschichte und Erfahrung willkommen wird. Das scheint im Allgemeinen Gang der Natur, welchen die Unterrichtskunst sorgfältiger beachten sollte. Mich hat der Zufall diesen Gang geführt, und gieng ich ihn freilich unbefördert, so gieng ich ihn doch auch ungehindert; hab' ich auf demselben oft irrend, stets mühsam, gewandelt,

so hab' ich doch auch die Kräfte geübt und gestärkt. Glücklicherweise hatt' ich bey allem Irren das Ziel doch unverrückt im Auge. Der Mensch, sein Daseyn, seine Hofnungen und Wünsche, seine Sorge und Furcht, seines Lebens Zweck und Ziel, sie waren stets mein Augenmerk, in der Poesie, in der Philosophie, in der Weltkunde, in der Geschichte. Hat des Menschen Leben Zweck, im Kleinen wie im Großen, waltet Gottheit über unserm Geschlecht, ist dessen Streben mehr als die Beschäftigung des Kindes, das seine Puppe an- und auszieht; so muß das, dacht' ich, sich zeigen, wenn du die große Charte der menschlichen Begebenheiten aufrollst, und das Schicksal der Welt vor deinem Blick enthüllt wird. Offenbaren muß sich dann, ob Mensch und Menschheit dem einst deutschen Rheine gleichen; dunkel im Ursprung, mit Donner-

sturz

sturz dann über Felsen brausend, ruhig und erhaben nun als Ländersegen sich ergießend, endlich aber im Sande unbemerkt verloren.

Mit solchen Gesinnungen begab ich mich von neuem ans Studium der Weltgeschichte, das ich früher nur als Mittel, nicht selbst als Zweck getrieben hatte. Damals, offenherzig gestanden, hatte sie mir wenig Genuß gewährt. Daß der Vortrag der Historiker einen Theil dieser Schuld trage, konnte mir nicht lange verborgen bleiben, indem ich ja wol fühlte, wie ganz anders mir war, wenn ich Herodot, Thucydides, Livius, Sallust, Tacitus, als wenn ich einen neuern Universalhistoriker las. Um jezt also den Weg auch angenehmer zurückzulegen, entschloß ich mich, anzufangen, mit den alten Historikern bis auf die neuern, so weit mir möglich wäre, fortzulesen, und so mir selbst aus einer geordneten Folge von Spe-

cialgeschichten eine Universalgeschichte zusammen zu setzen, nachher aber Vergleichungen mit unsern Universalhistorikern anzustellen, die nun für mich nicht anders als höchst vortheilhaft ausfallen konnten. Ich that das mir Mögliche, fand mich aber nicht befriedigt, denn jetzt war es ja wieder um etwas ganz Anderes zu thun, als um Theilnahme an angenehmer und interessanter Erzählung des Geschehenen; die Menschheit, die Humanität, den Plan der Gottheit in der Menschengeschichte wollt' ich sehen. Zu diesem Behufe wendete ich mich jetzt von den bloßen Historikern weg an diejenigen, welche um Kulturgeschichte, Geschichte der Menschheit sich Verdienst erworben hatten. Bei ihnen fand ich mich weit mehr befriedigt, denn ich sah hier Vieles in Eins verbunden, that einen Blick ins innre Triebwerk der Begebenheiten, ent-

deckte vorher unbekannte Ursachen, konnte manche Lücke ausfüllen, sah mehr Zusammenhang, mehr Plan, und kam endlich auf eine Idee, wie man wol eigentlich Geschichte schreiben solle. Nach seiner geographischen und physischen Beschaffenheit solle man vorerst jedes Land untersuchen, (wer zweifelt, daß es eine Physik auch der Geschichte gebe!) dann die Menschen dieses Landes, nach ihrer physischen, intellektuellen und moralischen Beschaffenheit, nach der Einrichtung ihrer häuslichen und bürgerlichen Gesellschaft, — die Nation. Ich betrat die Bahn, Goguet war mein Führer, gieng muthig fort, und fand, Ethnographie hab' ich jetzt wol, nur nicht Geschichte, am allerwenigsten so, wie ich sie verlangte. Weiter suchend fand ich sie auch nicht in jenen Werken, worin die Kantische Philosophie ihren Einfluß auch auf Darstellung der Geschich-

te geäußert hatte, denn deren teleologische Principien und so häufig willkührliche Annahmen und Bequemungen schienen mir nicht geeignet, uns zu dem reinen Ertrag von Erkenntniß zu verhelfen, welchen wir dem Lichte der Geschichte verdanken sollen. Kann aber jene Erkenntniß wol eine andre seyn, als die: die Gegenwart sey die Frucht der Vergangenheit, und der Keim, aus welchem die Zukunft sich entwickelt? Die Form der Mitwelt als Resultat der Vorwelt darzulegen, das muß der Zweck jeder Geschichte seyn, die nicht bloß eine müßige Neugier befriedigen will.

Indem ich nun mich neuerdings unter den Geschichtschreibern umsah, ob einer mir das Gesuchte doch noch bieten würde, fand ich nur Ein Werk, das meinen Wünschen entgegen kam, und dies Eine Werk war — man entsetze sich nicht, — von Voltaire. „Der

letzte

letzte, ohne Zweifel der höchste Entwurf der Geschichte — sagt Herder — wäre der Entwurf der Nemesis selbst, in allen Staatsverhüllungen die reine Menschengeschichte; Voltaire, mit seinem vielleicht fehlervollsten Werk hat sich um sie ein unstreitiges Verdienst erworben. Denn so viel unnütze Scherze, so manche Lücken und Unrichtigkeit seine allgemeine Geschichte enthalten möge; der freiere Blick, den er um sich warf, das längere Band, mit dem er alles knüpfte, sie stecken der allgemeinen Geschichte ein Panier auf, das Boßuet, Comenius, Arnold, ihr nicht hatten geben mögen." Daß es ein Werk geben möchte, welches, mit Ausschluß seiner Fehler, die Tugenden jenes Voltairischen besäße, war mein eifriger Wunsch. Nach so vielen Verdienst- und Mühevollen Bemühungen deutscher Geschichtforscher, deren Namen

allein

allein die Aufzählung beinah ermüden könnten, schien es nicht allzugewagt, wenn auch einer an dies Geschäft sich begäbe, der eben nicht Historiker ex professo ist. Ich wagte Versuche, bloß um mir selbst genug zu thun; ich legte dem Publikum Bruchstücke dieser Versuche vor, und wurde durch keine ungünstige Aufnahme abgeschreckt, auf meiner betretenen Bahn muthig vorwärts zu schreiten. So gelang es mir endlich, für mich selbst, eine Geschichte zu Stande zu bringen, die ich darum eine humanistische nennen möchte, weil sie mich den Schauplatz und die Uebungen meines Geschlechts als ein Institut zu dessen Bildung zur Humanität erkennen lehrte. Sollte es Tadel verdienen, wenn ich, was ich lange suchte und endlich fand, was mich klüger, weiser, besser machte, Andern mitzutheilen versuche?

Aber

Aber Andre haben schon vor mir dasselbe gethan! — Meinen Dank und meine Achtung ihnen, ich trete keinem vor, und keinem in den Weg. Wie könnt' ich das auch nur wollen, da ich meine Vorgänger benutzt habe, da ich nur zu gut weiß, daß viele derselben mich theilweise weit übertreffen. Nur ein Ganzes, wie ich es wünschte, hab' ich noch nicht gefunden, und darum tret' ich auch nicht vor, sondern ruhig neben sie. Hier nur einige Worte darüber, wie ich mir dieses Ganze denke; mehreres wird schicklicher einer Nachrede aufbehalten.

Aus dem Gesichtspunkt der Humanität hab' ich die Geschichte dargestellt, das sagt schon der Titel. Nicht als wähnte ich mich den Ersten, der solche Ansicht hat, — nein, Deutschland kennt seinen Schlözer zu gut, als nicht zu wissen, wer der Geschichte einen

Bett-

Bettlerhausrath entriß, um ihr königlichen Reichthum dafür zu geben, — nur um der Unterscheidung willen von jeder Geschichtsdarstellung zu politischen, patriotischen, pädagogischen oder gelehrten Zwecken, deren wir jetzt so mancherlei haben, — darum nur sagt es der Titel. Wie jeder, der zu einem gewissen Zwecke schreibt, die Materialien diesem Zwecke gemäß wählt, so auch ich. Der Begebenheiten so viele zu häufen, als möglich, damit ist für meinen Zweck nichts gewonnen, das verlangt aber jetzt auch kaum jemand mehr von einer Weltgeschichte. Ohne alle Erzählung der Begebenheiten, nach Sitte der Geschichten der Menschheit, bloß die Resultate aufstellen und über diese philosophiren wollt' ich eben so wenig: ich suchte zwischen beidem eine Mitte, und die Vortheile der bloß erzählenden mit der betrachtenden Methode zu vereinigen, zumal

da Erfahrung mich belehrt hat, auf diese Weise werde der Leser fester gehalten. Um aber jeden Anschein, als hab' ich die Geschichte gezwungen, gewisse Lieblingsideen von mir auszusagen, zu vermeiden — ein Vorwurf, der die teleologischen Geschichten nicht mit Unrecht trifft — fang' ich keineswegs mit Philosophie an, sondern lasse mich vom großen Strom der Geschichte leiten, nur stets beachtend, wie, wohin, und warum eben hiehin oder dahin er mich leitet. Das Ziel, wohin er führen solle, weiß ich, weiß jeder, es muß von selbst sich offenbaren; wozu demnach mit diesem beginnen? Also nicht mit dem, was seyn soll, sondern mit dem, was war beginne ich, das Warum nirgends vergessend; wie und warum ferner aus dem, was war, Anderes und immer Anderes wurde, frag' ich nachher, und frage, bis ich endlich stehen muß bey dem,

 was

was ist. Der Gesichtspunkt der Humanität wird hier erst entdeckt. Stets aber vom Vf. fest im Auge gehalten, hat er, ihm gemäß, und so wie der Gang der Geschichte ihn nöthigte, eine Reihe von Beobachtungen niedergelegt, bis dahin leicht für bloße Einschaltungen gehalten, die aber jetzt von selbst zu Vergleichungen einladen, so daß in dem Augenblick, wo die Form der Gegenwart erscheint als Resultat der Vergangenheit, sich zeigen muß, wie es um Humanität stand, stehe und stehen werde. Das aber hat uns dann nicht die Philosophie mit Hilfe der Geschichte gelehrt, sondern diese Philosophie wurde von der Geschichte hervorgebracht, und ich hoffe, sie werde so nützlich, so heilsam, so eingreifend, und vielleicht gar erschütternder wirken, als irgend eine. Weckt sie dabey manche schlafende Kraft, schärft sie den Sinn für Recht,

Wahr-

Wahrheit und Menschenwürde, erhebt sie, nachdem sie niederschlug, so werd' ich meinen Zweck erreicht, und ein würdiges Geschäft nicht unwürdig unternommen zu haben glauben.

Dieser Zweck, den zu erreichen ich allerdings mir vorgesetzt, erforderte, daß ich meine Darstellung lesbar zu machen, ihr auch von Seiten des Vortrags so viel Interesse zu geben suchte, als, ohne sie in einen Roman zu verwandeln, nur irgend möglich war. Daß eine allgemeine Geschichte mehr ein episches, Specialgeschichte mehr ein dramatisches, also lebhafter hinreißendes, Interesse gewähren könne, hab' ich in meiner Charakteristik Herders zu zeigen gesucht. Die Anzahl der Begebenheiten, die in der allgemeinen Geschichte sich so unendlich häuft, erfordert für sie eine weit andre Gestalt, als die meisten alten Geschichtschreiber ihren Darstellungen gaben.

Dennoch habe ich diesen, so weit meine Fähigkeiten es erlaubten, mich anzunähern versucht, so lange wenigstens, als dieses die Geschichte selbst erlaubt, denn sehr wol weiß ich, nur so weit sey dies thunlich, als der Geist des Alterthums selbst herrscht: wo die Triebfedern und Plane nicht mehr offenbar zu Tage liegen, die Berathschlagungen als Geheimnisse in Kabinetter sich verbergen, da ist dies wenig oder gar nicht möglich. Ob ich indeß auch hier Ermüdung verhütet, ob glücklich sie verhütet habe, muß die Folge lehren, die immer mehr entdecken wird, meine Absicht sey gewesen, durch die Darstellung selbst gewissermaßen den Geist der dargestellten Nationen zu charakterisiren, etwas, das freilich nur bey solchen geschehen kann, die uns, auch in schriftlichen Denkmalen, ihren Geist hinterlassen haben.

Ge-

Gelehrten Apparat wird man nicht finden, nicht etwa, weil ich denselben für kleinlich hielte — ich kenne seine große Wichtigkeit und seinen Werth gewiß, — nur darum nicht, weil ich mein Werk nicht den Literatoren, sondern jenem Publikum bestimmt habe, das, ohne eigentlich gelehrte Bildung zu besitzen, doch für die Angelegenheiten der Menschheit sich interessirt, und aus rein menschlichem Interesse an dem Laufe der Weltbegebenheiten Theil nimmt, ohne doch zu vergessen, auch Klio gehöre zur Zahl der Musen, und solle, gleich ihren Schwestern, nicht abstoßen, sondern anziehn. Mit diesem Geständniß will ich indeß mich keineswegs dem Urtheil heilsam-strenger Kritik, wofern auch sie nur human bleibt, entziehen, wohlwissend, der Geschichtschreiber solle vorher strenger Geschichtforscher gewesen seyn. Ob dieses

nun

nun Andere nicht in weit höherem Grad seyn mögen, als ich, der, wie er schon gestand, nicht Historiker ex professo ist, das ist eine Frage, die mich vielleicht beschämen könnte, wofern ich nicht hoffen dürfte, daß selbst gelehrte Forscher wenigstens hie und da bemerken werden, es habe mir nie an gutem Willen, und auch dann, wo meine Lage, meine Hilfsmittel es gestatteten, nicht an der That gefehlt, die Quellen stets nachzusehen, zu vergleichen, zu prüfen, und überall das geprüfte Beste, auch in Ansehung der Hilfsmittel, zu wählen, und ich habe mich nicht darauf bloß beschränkt, das Ueberkommene nicht ohne Interesse darzustellen. Das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden war mein guter Vorsatz.

Ruhig und bescheiden übergebe ich, nach diesen Bekenntnissen, mein Werk der Welt,

wünschend, daß es nicht gänzlich unwirksam bleibe. In einer nicht großen Anzahl von Bänden, wie diese ersten, soll es beschlossen seyn. Jena, den 14. Januar 1806.

Σχημα δε ἀποδιδωμι τῃ πραγματειᾳ, οὐθ' ὁποιον οἱ τους πολεμους ἀναγραψαντες ἀποδεδωκασι ταις ἱστοριαις, οὐθ' ὁποιον οἱ τας πολιτειας αὐτας ἐφ' ἑαυτων διηγησαμενοι, οὐτε ταις χρονικαις παραπλησιον, ἁς ἐξεδωκαν οἱ τας Ἀτθιδας πραγματευομενοι, μονοειδεις γαρ ἐκειναι τε και ταχυ προσισταμεναι τοις ἀκουουσιν· ἀλλ' ἐξ ἁπασης ἰδεας μικτον, ἐναγωνιου τε και θεωρετικης, ἱνα και τοις περι τους πολιτικους διατριβουσι λογους, και τοις περι την φιλοσοφον ἐσπουδακοσι θεωριαν, και εἰ τισιν αοχλητου δεησει διαγωγης ἐν ἱστορικοις ἀναγνωσμασιν, ἀποχρωντως ἐχουσα φαινηται. ἡ μεν οὐν ἱστορια περι τοιουτων τε γενησεται πραγματων; και τοιουτου τευξεται σχηματος.

Dion. Halic. Ant. Rom. I, 8.

Muth:

Muthmaßliche Urgeschichte des Menschengeschlechts.

Die Erde ist ein Planet von mittlerer Größe in unserm Sonnensysteme. — Weil ihre Achse schräg auf ihrer Bahn liegt, ist es möglich, daß sie von Pole zu Pole bewohnt werden kann, etwas, das sich wohl schwerlich je ansehnlich verändern dürfte, weil die Aufschwellung der Erde unter dem Aequator ein so gewaltiger Berg ist, den der Schwung jedes andern Berges niemals merklich aus seiner Lage in Ansehung der Achse bringen kann. Aus ihrer Bewegung in der Ekliptik rührt es her, daß die Strahlen der Sonne auf einige Theile bisweilen senkrecht, auf andere nur schief, auf manche gar nicht fallen. Dieses macht einen

Unterschied in den Strichen der Erde, denn einige müssen demnach heiß, andere gemäßigt, andere kalt seyn, und wo die Sonne gar nicht hinscheint, muß der Boden von ewigem Eise starren.

Diese Eigenheiten hat die Erde als Stern unter den Sternen, wiefern sie im unermeßnen Chore der Welten gerade diese und keine andere Stelle einnimmt. Betrachtet man sie als Körper für sich, nicht als Theil des großen Ganzen, sondern selbst als Ganzes, so wissen wir, daß sie eine Zusammensetzung von mehreren Stoffen ist, die nach gewissen Gesetzen, und durch verschiedene Kräfte, in einander wirken, und sich miteinander verbinden. Ihre Gestalt ist kugelähnlich, und von ihrer Fläche nimmt nur $\frac{1}{3}$ das Land ein, $\frac{2}{3}$ bestehen aus Wasser. Land und Wasser aber wimmeln von einer zahllosen Menge organischer Geschöpfe, aus denselben Stoffen bestehend, welche nur durch ihre Zusammensetzung und die eignen Kräfte ihres Wesens anders modificirt sind. Sie können mithin auch nur

Bewohner dieser und keiner andern Welt seyn, denn nur diese Welt ist ihrer Natur homogen. In der Vertheilung dieser Geschöpfe über die Erde herrscht eine unendliche Mannichfaltigkeit, denn viele Gattungen scheinen an gewisse Striche und Klimate gebunden; sie verderben oder entarten, wenn man sie in andere versetzt. Manche jedoch werden durch Versetzung auch verbessert. Bei aller jener Mannichfaltigkeit aber kann man doch auch eine bewundernswürdige Einheit nicht verkennen, denn bewährte Erfahrungen zeigen, daß die vegetative Schöpfung jedes Erdstrichs genau zu der lebenden desselben, die sich von jener nährt, passe, weshalb auch gründliche Aerzte der Meinung sind, daß die Heilmittel endemischer Krankheiten stets in den Gegenden, wo sie zu herrschen pflegen, zu suchen und zu finden seyen. — Und so erscheint uns denn diese Erde, bei genauerer Betrachtung, als ein Schauplatz von Regelmäßigkeit, Ordnung und Harmonie.

Nicht von jeher aber war sie, wie sie jetzt ist. Ueber ihren ursprünglichen Zustand, weit

weniger noch über ihre Entstehung, kann keine Geschichte uns Aufschluß geben, und bloß von einer gründlichen Naturforschung darf man denselben erwarten, die uns indeß auch nie zur Gewißheit nur zu wahrscheinlichen vernunftgemäßen Vermuthungen führen kann. Die wahrscheinlichste vernunftgemässeste ist die annehmbarste, und diese ist die folgende.

Es hat einst eine Zeit gegeben, wo das Wasser alles feste Land bedeckte.

Das **Wann** ist nicht zu bestimmen; Moseh sagt: **im Anfang**. Ob dabei, wie Theologen meinen, von einer Welt geredet werde, die aus den Trümmern einer alten untergegangenen sich neuerdings zu bilden angefangen, oder ob die Naturphilosophen Recht haben, welche dieses Wasser für geschwängert mit allen Stoffen zur Erde, also für die Mutterlauge derselben ausgeben, in der durch Zutritt anderer Stoffe die festen Theile niedergeschlagen wurden, die sich alsdann nach der Wahlverwandschaft mit einander vereinigten, und so

ein

ein Sediment, den Kern zur Erde, bildeten, — dies alles, und noch manches andere, was Theologie und Geogonie lehren, geht uns nichts an.

Sonnenschein, Winde und anderes mehr trugen dazu bei, das Wasser nach und nach zu mindern, und in dem Maaße, als es vermindert wurde, hob sich das Land über die Fluthen empor, welchemnach die höchsten Gipfel der Gebirge zuerst erschienen, so daß man die Gebirge selbst mit Recht das Gerüst zu unserm Schauplatz nennen kann. Diese Bergrücken bildeten ursprünglich eben so viele Inseln im Ozean, die, immer mehr durch Rückzug des Wassers vergrössert, sich endlich mit einander verbanden, und eine Fläche festen Landes bildeten. Wahrscheinlich ist, daß dieses feste Land bloß aus der harten Grundsubstanz der Erde, Granit oder Gneis, bestand, allein allmählig verwitterte die Oberfläche, die Luftsäure löste Theile davon auf, und so entstand ein Boden, der das erste kümmerliche Produkt der Vegetation, Schimmel und Moos, trug. So wie auch die-

se allmählich abstarben und in Fäulniß über=giengen, erzeugte sich über dem harten Kerne der Erde eine lockere, fettere Dammerde, und eine reichlichere schönere Vegetation entsproß dem nährenderen Boden. Nun mußte aus im=mer neuem Tode immer schöneres Leben blü=hen, denn Geschöpfe höherer Art erschienen jetzt, da der Boden Mittel genug zu ihrer Erhaltung darbot. Vielleicht daß die Natur damals noch fruchtbarer an Zeugungskräften war, und da=her alles schneller in üppigere Blüthen schlug, in neues Leben drang: allein dies ist nur Hypo=these. Mehr als Hypothese aber ist es, daß dieser Schauplatz von nun an stets an Reiz, Schönheit und Fruchtbarkeit gewinnen mußte, und da er in dieser Hinsicht ganz vollendet war — da erschien der Mensch auf ihm. Jetzt erst konnte er erscheinen, denn eher aufgetreten, würde er kaum mehr als ein tägliches Trauer=spiel ohne Plan und Vollendung auf ihm auf=geführt haben. So aber war alles zu seinem Empfange vorbereitet, und wir werden sehen, welche Rollen er gespielt hat.

Mit aller Anlage, Fähigkeit und Kraft, die in der Natur des Menschen liegen, trat er auf diesem Schauplatz auf, denn was hätte ihm dieselben geben sollen, wenn er sie nicht in sich hatte? Seine Anlagen aber waren unausgebildet, seine Fähigkeiten keine Fertigkeiten, seine Kräfte lagen noch in zweifelhaftem Schlummer.

Das Einzige, was die Natur vollkommen an ihm ausgebildet hatte, war, wenn wir der Geschichte glauben, — und warum nicht, da sie allen Anforderungen der Vernunft vollkommen Gnüge leistet? — sein Körper. Im Zustande des Kindes, mit der Schwäche und Kraftlosigkeit desselben, unvermögend zu stehen und zu gehen, hätte er sich nicht erhalten, nicht ausdauern können. Und da er dies eben so wenig gekonnt hätte, wenn der Schauplatz, auf dem er auftrat, einer öden Wüste, sandigen Steppe glich, so müssen wir auch annehmen, daß die Gegend, in welcher dieser Mensch lebte, reich an Vegetation, blühend und fruchtbar war. Die Geschichte nennt sie einen Garten,

ten, und konnte sie nicht ausdrucksvoller und kürzer bezeichnen.

Er war nicht isolirt, kein halber Mensch, sondern eine Gefährtin seines Lebens ihm beigesellt, an die das doppelte Bedürfniß, der Hülfsleistung und Liebe, ihn unzertrennlich ketten mußte. Dieser Zustand der Geselligkeit ist die unerlaßliche Bedingung, unter welcher der Mensch aus dem Zustande der Thierheit treten kann. Der Trieb nach Mittheilung erwachte, und so erfand sich der Mensch gar bald eine Sprache, welche hinwiederum voraussetzt, daß er Erkenntnisse erlangt, Begriffe sich gebildet, und diese zusammenhängend verbunden haben müsse. Diese Sprache erfand er sich vielleicht, indem er thierische Töne nachahmte *), eine Muthmaßung, die dadurch Gewicht erhält,

*) Nachzuahmen ist den Menschen schon von der Kindheit an eigen, und der Mensch unterscheidet sich dadurch von allen übrigen Thieren, weil er am meisten nachahmt. (μιμητικωτατον εςι).

Seine ersten Kenntnisse (μαθησεις) erlangt er durch Nachahmung. Aristot. Poet. K. 4.

hält, weil die Namen der Thiere, und anderer tönender Gegenstände in den Ursprachen Aehnlichkeit mit den Tönen haben, die jene von sich geben, oder dem Geräusche, das diese machen. Ob der Mensch nicht vorher Gebehrden- oder Augensprache sich gebildet, gehört nicht hieher, obschon sich viel Unterhaltendes darüber sagen ließe.

Daß diese Sprache aber nicht den Reichthum, die Biegsamkeit, Geschmeidigkeit der unsrigen gehabt und sie nicht haben konnte, ist leichtlich zu ermessen. Auf jeden Fall ist's hier erlaubt, Analogieen zu glauben, und Muthmaßungen Raum zu geben, wo die Geschichte uns verläßt. Wir finden noch jetzt auf unsrer Erde Nationen so ganz im ersten Zustand der Menschenkindheit, daß es nicht Unrecht scheint, sie mit den ersten Menschen zu vergleichen, und aus ihrem Zustand die Geschichte der allgemeinen Stammväter gleichsam zu ergänzen. Wenn nun bei solchen Nationen ihr ganzes Wörterbuch vielleicht noch keine Seite einnähme; so kann man daraus schließen,

ßen, wie reich der Urmenschen Sprache, *) wie ausgebildet ihr Verstand gewesen sey.

Da sie nur wenige Bedürfnisse hatten, nur jene, welche die Natur in ihnen angelegt, so waren sie auch um Befriedigung derselben nicht son-

*) „Ueber die Armuth der amerikanischen Sprachen findet sich sowohl in der alten als neuen französischen Encyclopödie ein sehr übertriebener Artikel. Es heißt dort, das Wörterbuch der amerikanischen Sprachen habe auf einer einzigen Seite Platz; eine eben so unglaubliche als unanständige Behauptung. Denn wie kann man sich einbilden, daß sprechende und handelnde Menschen zu einer so eingeschränkten Menge von Begriffen verdammt seyen, die kaum für ein Kind von drei Jahren hinreichen würden. — Indeß will ich nicht läugnen, daß sich unter den rohesten amerikanischen Nationen nicht einige finden sollten, deren Sprachen arm, und nicht hinreichend sind, sehr zusammengesetzte Begriffe auszudrücken. Allein dies ist der Fall von jeher bei den Sprachen ungebildeter Völker gewesen. Die reichsten und gebildetsten Sprachen waren ursprünglich unvollkommen und arm, und nur mit der Zeit, als die Kenntnisse bei den Nationen sich überhaupt ausbreiteten und vermehrten, bereicherten sich auch diese.“ Molina Geschichte der Eroberung von Chili durch die Spanier. S. 294. fg.

derlich bekümmert. Wahrscheinlich lebten sie von den Früchten, welche die noch junge Erde im Ueberfluß darbot, und so bedurften sie nicht großer mühsamer Anstrengung, keiner Arbeit. Sie suchten den Genuß nicht, sie gaben sich ihm hin.

Vielleicht ist das Gemählde, das uns de Pauw von den *) Irokesen entwirft, anwendbar auf diese Menschen. „Ihr Glück ist, nicht zu denken, in vollkommener Unthätigkeit zu bleiben, viel zu schlafen, sich um nichts zu bekümmern, so bald ihr Hunger gestillt ist, und nur dann auf Nahrungsmittel zu denken, wenn sie der Hunger plagt. Sie würden sich keine Hütten bauen, zwängen sie nicht die Kälte und das unfreundliche Wetter dazu: sie würden sich nicht aus ihrer Hütte rühren, wenn sie nicht das Bedürfniß triebe. Ihre Vernunft erwacht nicht, sie bleiben Kinder bis an ihr Ende, sehen nichts voraus, bessern nichts

*) Philosophische Untersuchungen über die Amerikaner Bd. 1. S. 96. fg.

nichts, und lassen die Natur vor ihren Augen und unter ihren Händen ausarten, ohne sie jemals zu benutzen, oder sich zinsbar zu machen."

Uebrigens lebten diese Menschen friedlich, denn sie waren zu fest mit einander verbunden, und hatten zum Unfrieden keine Gelegenheit; sie waren in ihrer Einfalt und Unwissenheit glücklich. —

Allein dieses Glück konnte nicht von Bestand seyn. Das erste Menschenpaar blieb nicht allein, die Zahl seiner Kinder mehrte sich, mit mehreren Familien entstand getheiltes Interesse. Der Bezirk, in dem sie eingeschlossen waren, konnte, der Fruchtbarkeit des Bodens ungeachtet, die Bedürfnisse der angewachsenen Menge nicht mehr hinlänglich befriedigen. Die Noth überwand den Hang zur Trägheit, und der Mensch mußte im Schweiße seines Angesichts sein Brod essen, er mußte die Erde durch Anbau zwingen, ihre Zeugungskräfte zu entwickeln. Und so entstand das erste

Kind der Noth, Industrie, Betriebsamkeit, die Mutter der Künste. Der Mensch wurde Landbauer.

Nur denken wir uns diesen Uebergang aus seiner ersten Lebensart in diese zwote nicht zu schnell. Wir wollen uns auch hier von Analogie und Muthmaßungen leiten lassen.

Die Physiker reden, sonderbar genug, von einer Kraft der Trägheit in der Materie, und verstehen darunter das Verharren derselben in dem vorigen Zustand, bis ein stärkerer Anstoß dieselbe überwindet, und Bewegung hervorbringt. Diese Trägheitskraft scheint, allen Berichten glaubwürdiger Reisebeschreiber, — um die Beispiele weit herzuholen — zu Folge, jeder wilden Nation mit der unbelebten Materie in gleichem Grade eigen. Nur des Bedürfnisses Uebermacht zwingt sie zur Thätigkeit, aber auch nur für den Augenblick, in welchem sie nehmen, wo sie finden. Könnte deshalb auch wohl eine Schilderung von der Lebensart solcher Thiermenschen anders ausfallen, als sie

Garcilasso della Vega von den alten Peruanern entwirft? „Sie führten ein ganz wildes Leben, und hatten nur zufällige Gesellschaften zu zweien oder dreien. Kräuter, Wurzeln, Früchte wilder Bäume, waren die Speisen, mit denen sie sich, gleich den Thieren, ernährten. Sie nahmen ihren Aufenthalt in unterirdischen Oertern und in Hölen. Sie wußten nichts von Häusern, noch weniger von Städten. Von Verstand und Ueberlegung ganz entblößt, wußten sie weder das Feld zu bauen, um sich eine mildere Nahrung zu verschaffen, noch aus der Wolle und der Baumwolle, welche ihr Land hervorbrachte, Zeuge zu verfertigen, um ihre Blöße zu bedecken. Höchstens bedienten sich einige unter ihnen der Thierfelle, oder der Rinden und der Blätter von Bäumen zu diesem Behufe, indeß andere nackt und unbekleidet ein beinahe viehisches Leben führten, und weder in dem Umgange beider Geschlechter, noch in ihrem ganzen übrigen Leben, Sittlichkeit, Ordnung, oder Wohlstand kannten.“ — Aus Mangel an aller Ueberlegung,

gung, weil er sich auf den Augenblick beschränkt, giebt auch der Feuerländer am Morgen sein Lager für eine Kleinigkeit, deren er eben bedarf, hin, und fühlt nicht eher, als am Abend, wie thöricht er gehandelt habe.

Indolenz also im Allgemeinen ist der Charakter dieser Menschen. Muß aber diese nicht nothwendig Apathie erzeugen, Gleichgiltigkeit gegen alles, was nicht unmittelbaren Bezug auf Genuß und Bedürfniß hat? Eine Menge Thatsachen bestätigen dieses, und unter andern finden wir in der Beschreibung von Cooks Reise mancherley Belege dazu. „Die Neu-Holländer — heißt es — scheinen der Bewunderung über die größten und ihnen ungewöhnlichsten Gegenstände unfähig. Nicht einmal die Schiffe der Engländer zogen ihre Aufmerksamkeit auf sich. — Eben so wenig neugierig fanden wir auch die Neuseeländer.“

Hiebei bemerke man nur, daß alle diese Umstände eine völlige Zufriedenheit mit dem jedesmaligen Zustand voraussetzen; denn ist der

Geist

Geist solcher Menschen nicht völlig unbekümmert um Vergangenheit und Zukunft, nur haftend, wie die Auster an ihrer Schaale, an der Gegenwart?

Hieraus können wir ermessen, wie hart und stark der Druck der Noth seyn mußte, der solche Menschen veranlassen konnte, aus diesem Zustand der Unthätigkeit herauszugehen. Nur Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen konnte sie zwingen, ihre Lebensart zu verändern, und dieser Mangel konnte nur bei übergroßer Bevölkerung eintreten; ein Umstand, aus dem wir ungefähr ermessen können, welcher lange Zeitraum verflossen seyn müsse, bis nur der erste leichteste Versuch zur Betriebsamkeit bei diesen Menschen gemacht wurde.

Aber auch dieser erste leichteste Versuch schon zeigt den Menschen über die Thierheit erhaben, denn Beobachtung auf die umgebende Natur, Erlauschen ihres leisen Wirkens, Kenntniß eigner Kräfte, Berechnen zwischen Ursache, Mittel und Folge mußte vorhergegangen seyn. Der

Mensch

Mensch konnte das Land nicht bauen, ohne zu wissen, daß dies möglich sey, er konnte es, wenn er dies eingesehen, dennoch nicht ohne Werkzeug, und sich das erste gröbste Werkzeug zu verschaffen, war des Nachdenkens vielleicht mehr erfoderlich, als einem Franklin die Erfindung des Blitzableiters kostete. Zufall oder Vorsehung wirkte aber vielleicht hier wie dort. Vielleicht daß ein grabender Maulwurf den Menschen auf die erste Idee der Urbarmachung des Bodens brachte, daß er mit seinen angebornen Werkzeugen die ersten Versuche machte, und nur späterhin, als diese Arbeit ihm zu sauer wurde, anderes Werkzeug erfand.

Wie dem auch sey; so ist gewiß, der Mensch stand in dem Augenblicke, wo er zuerst der Natur ihre Gaben abzugewinnen versuchte, schon auf einem beträchtlichen Grade von Kultur.

Dabei befanden sich diese Menschen recht wohl, und für welche Wohlthat sie die Erfindung des Ackerbaues gehalten, beweist der Umstand, daß die meisten alten Völkerschaften die

Erfindung desselben Gottheiten zugeschrieben haben. Wer denkt hier nicht an Isis und Osiris, Bachus und Ceres.

Allein auch dieses Glück konnte nicht dauern. Der durch den Anbau erschöpfte Boden entsprach im ferneren Verlauf der Zeit des Anbauers Erwartung immer weniger, und wieder reichte der Unterhalt nicht zu.

Was nun zu thun? Neue Noth, neue Thätigkeit, neue Anstrengung der Kraft, um abzuhelfen. Vor der Hand galt's aber vielleicht nur einen raschen Entschluß, denn die Natur kam den bedrängten Menschen zu Hülfe. Das Meer hatte während der Zeit in immer engere Gränzen sich zurückgezogen, die Erde an Umfang gewonnen, und es dehnten auch dort sich fruchtbare Gefilde aus, wo noch der Mensch nicht wohnte.

Diese Gefilde aufzusuchen sah er sich jetzt genöthigt, und er fing an zu wandern. Wieder ein Anstoß mehr, die Trägheit zu besiegen, und kein unkräftiger. Der Mensch auf seinen Wan-

derungen fand bald, was er suchte, und fieng an unbesorgter zu werden, weil er, um zu finden, nur immer fort zu suchen brauchte.

So entstand aus dem menschlichen Hange zur Trägheit, verbunden mit dem Drängen der Bedürfnisse und der Nothwendigkeit demselben abzuhelfen, eine besondere Lebensart, in welcher Trägheit und Thätigkeit, die doch des Fleißes nicht bedarf, wundersam verschmolzen sind — das Nomadenleben.

Bis hieher war der Menschen, Thun und Treiben, wie sie selbst und der Gang ihres Schicksals, ganz einförmig, von dieser Trennung an wird es vielfacher und verwickelter.

Bei ihren Zügen befanden die Nomaden sich nicht übel, denn nicht nur konnten sie auf leichte Weise ihre Bedürfnisse befriedigen, sie mußten auch in beständigem Wechsel der Scenen, beständiger Zerstreuung, stetem Reitz der Neuheit, ein eigenes Vergnügen finden. Allein nicht alle Ausgewanderte glichen sich. Deshalb strebten wahrscheinlich die Leb-

haftesten, Feurigsten, Sorglösesten nur immer weiter, indeß andre nicht so leicht von der gewohnten stillen Lebensart entwöhnt, sich an Plätzchen ansiedelten, wo Schönheit oder Vortheil sie fesselten, um das gewohnte, durch Gewohnheit schöne Leben fortzusetzen.

Verweilen wir einstweilen bei den stillen Ansiedlern und lassen jene wandern. Bei Trägheit würden sie ihr Glück nicht gewinnen, und da sie dies doch suchen, so müssen sie dem Aufgebot zur Thätigkeit, das Noth, die wirksamste Erzieherin der Menschen, an sie ergehen läßt, sich fügen. Der Boden giebt wohl etwas, doch nicht alles, nicht genug. Soll er dieses, so muß des Menschen Kraft ihn zwingen, und gern bietet der Mensch alles auf, um nicht zu verderben und unterzugehen. Geistes- und Körperkraft strengt er dabei an, und stärkt und erhöht sie dadurch.

Auch lehrt uns die Geschichte, daß diese Ansiedler vorzüglich beträchtliche Fortschritte machten. Aufmerksamer auf alles um sich her,

forsch-

forschten sie darüber nach, und verwendeten zu ihrem Nutzen, was nur möglich war. So kamen sie auf mancherlei Erfindungen, durch solche immer mehr mit einander in Verbindung und brachten es dadurch in ihren Geschäften zu immer größerer Vollkommenheit.

Diese Menschen sind es, denen wir die Erfindung des Feuers, Benutzung des Eisens, das Ackergeräth und so vieles andere Nützliche verdanken. Und da sie nicht, ihren Vorfahren gleich, die sich von Wurzeln und Früchten nährten, gerade da schlafen konnten, wohin ein Zufall sie am Abend führte, oder in Hölen von der Natur gebildet wohnen (Troglodyten), weil sie ja an den Boden, den sie bearbeiteten, gebunden waren, und sich nicht allzuweit von ihm entfernen durften; so mußten sie auch Baumeister werden. Wahrscheinlich richtete sich jeder in des Andern Nähe seine Hütte auf. (Nahebauern, Nachbaren.)

Strabo erzählt von den Iberiern, mehrere neuere Reisebeschreiber von gewissen wilden

den Völkerschaften, daß sie Güter-Gemeinschaft hatten, und, der Natur der Sache gemäß, scheint dies anfänglich überall so gewesen zu seyn. Eigne Schwachheit, und Gefühl der Hülfsbedürftigkeit ketteten solche Menschen fester an einander; Arbeit und Genuß daher gemeinschaftlich. Mehrere Umstände aber mußten sie bald zu einer Aenderung vermögen, und so entstand Gütertheilung, besondres Eigenthum. Der Boden, den einer bearbeitete, die Hütte, die einer baute, war sein. Er hielt sich für berechtigt, jeden andern von dem Antheil auszuschließen. — Erster Anfang des Rechts der Natur.

Weit entfernt aber, daß dieses Recht der Natur einen Krieg Aller gegen Alle erzeugt hätte! Denn wurden gleich diese Menschen durch Besitz des Eigenthums von einander getrennt, so ward doch nicht das Band, das sie zusammenhielt, zerrissen. Noch gab es immer Arbeiten, die nur gemeinschaftlich verrichtet werden konnten, Austrocknung von Sümpfen,

pfen, Ableitung von Wasser, Grabenziehen, und diese hielten sie nach wie vor mit einander in Verbindung. Fielen auch, was freilich wahrscheinlich ist, bisweilen kleine Zwistigkeiten vor, so wurde doch dadurch im Ganzen die Ruhe nicht gestört.

Bald mußten diese Landbauer auch häusliche Arbeiten verrichten, denn das Bedürfniß des Hungers und Durstes war nicht allein zu befriedigen. Ihre Hütten reichten allein zum Schutz für rauhere Witterung nicht hin, sie wurden genöthigt, sich auch zu bekleiden. Vielleicht daß sie hierin wie die Samojeden verfuhren, von deren Bekleidung wir folgende Nachrichten lesen.

„Ihre Kleidungsstücke — heißt es — sind Röcke, Hosen und Stiefeln von Bärenfellen, an denen sie des Winters die Haare ein- des Sommers auswärts kehren. Unterhalb des Bauches binden sie dieselben mit einem Riemen. Statt des Mantels haben sie eine Haut, an der die vier Füße herabhängen. Die Hemden, die sie unter den Röcken am bloßen Leibe,

doch

doch über die Hosen, anhaben, sind von gleichem Zeuge, aber nur von den jüngsten Rennthieren und zartesten Fellen. Etliche machen sie von den Därmen der Fische. Von gleicher Art sind ihre Mützen, die mit herabhangenden Lappen unter dem Kinn zusammengebunden werden können. Statt der Nadeln bedienen sie sich der Fischgräten, statt des Zwirns der Sehnen von Thieren. Ihre Schnupftücher machen sie aus grünem Holze, welches sie so dünn schaben, daß es ganz weich wird. Davon nehmen sie eine Handvoll, und säubern sich."

Von ihren übrigen Künsten und sonstiger Lebensart noch dieses:

„Ihre kleinen, niedrigen, halb in der Erde gebauten Hütten, sind mit Baumrinden bedeckt, die sie an einander fügen. Oben im Dache lassen sie ein Loch, durch das der Rauch hinauszieht, und sie im Winter aus- und einsteigen. Mitten in der Hütte schüren sie ein Feuer an, um welches Mann und Weib des Nachts nackend herum liegen. Ihre Kinder le-

legen sie in Kästen von Birkenbast zusammen-
gesetzt in dünngeschabte Baumrinde, und de-
cken sie mit einem Stück von der Haut eines
Rennthiers zu."

So ungefähr haben wir auch die Kunst-
werke und Lebensart jener ersten Landbauer
uns vorzustellen.

Uebrigens wurden sie mit manchen Thie-
ren ihrer Gegend, die durch die öftere Gewohn-
heit, den Menschen zu sehen, ihre Scheu und
Furcht verloren, bald bekannter, und gewöhn-
ten sich an sie. Bereits gewohnt, bei allem,
was ihnen vorkam, den Vortheil zu beachten,
fanden sie auch bald, daß diese Thiere keinen
unbeträchtlichen gewähren würden, und so trie-
ben sie endlich außer Ackerbau und Handwerken
auch Viehzucht. Ein neuer Schritt vorwärts,
durch den des Menschen Glück gewann.

Wir lassen sie auf dieser Stufe der Kultur,
und folgen den Nomaden nach.

Da herumziehendes Leben der Anhänglich-
keit an Menschen wenig günstig ist, so hielten die

No-

Nomaden nicht so fest an einander, sondern zerstreueten sich bald in einzelnen Haufen hie-hin und dahin.

Die Lagen und Umstände, worein verschie-dene solcher Haufen bei ihrem Schweifen geriethen, waren einander sehr ungleich, und daher bald auch diese Nomaden einander selbst.

Einige trafen bei ihren Wanderungen große Waldungen an. Ungewohnt und abhold der stillern Betriebsamkeit, kam ihnen kein Gedanke, sie in urbares Land zu verwandeln. Was aber thun, da das Bedürfniß des Hungers unge-stüm Befriedigung foderte, und die Gegend nur wenig oder keine Mittel dazu darbot? — Des Menschen Natur ist so eingerichtet, daß er an alles sich gewöhnt, und wenn selbst leckre Euro-päer, um ihren Hunger zu stillen, zu Schuh-sohlen ihre Zuflucht nehmen mußten, um wie viel minder Ueberwindung mußte es jenen ro-hen Menschen kosten, rohes Thierfleisch zu ver-zehren? Die Lappen, Tartarischen Kalmycken u. a. nähren sich noch davon.

Einmal mit diesem Nahrungsmittel bekannt geworden, machten diese Menschen bald den wilden Thieren des Waldes Herrschaft streitig, und boten alles auf, List und Gewalt, diese zu unterjochen, zu erlegen. So sehen wir dadurch am Baume der Gesellschaft einen neuen Zweig hervortreiben, — eine Jägernation entsteht.

Andere Nomaden, auf ihren Zügen an die Küsten des Meeres gerathen, dort von den Nahrungsmitteln, welche ihnen sonst das Land darbot, entblößt, waren nothgedrungen, dem Meere den Tribut zu ihrer Erhaltung abzufordern, und lebten von Fischen. Ichthyophagen, Fischesser *) nennt man diese Gattung von Nomaden.

Wir

*) Home in seinen Versuchen über die Geschichte der Menschen Bd. 1. S. 54. sq. sagt hiebei: „Es ist wahrscheinlich, daß die Fische eben nicht bald die Speise des Menschen gewesen. Das Wasser ist nicht unser Element; und die Wilden wagten es ohne Zweifel nicht eher eine Speise aus der See oder aus den Flüssen zu holen, als bis die Landthiere selten wur-

Wir finden solche noch jetzt in der Nachbarschaft des Nordpols, Grönländer und Eskimos. Glaubwürdigen Nachrichten zu Folge verzehren diese selbst das Aas, gleichviel ob gebraten ob roh; die Fische sammeln und dörren sie, und verzehren das Gesammelte im Winter, des Fischthrans bedienen sie sich statt Butter, des gedörrten Fisches vielfältig statt Brod.

Noch

wurden. Plutarch bemerkt, daß die Syrer und Griechen vor Alters sich der Fische enthalten haben. Menelaus klagt bei dem Homer, daß seine Begleiter durch Hunger zu dieser Speise wären genöthigt worden; und obgleich das griechische Lager bei der Belagerung von Troja an der Seeküste war, so ist doch im Homer nicht eine einzige Anzeige, daß sie Fische gegessen hätten.“ In dieser Stelle liegt Wahres und Falsches zugleich. Wahres, daß nur dringende Noth vermogt habe, die Nahrung aus der See zu holen, denn das war kühn und gefährlich zugleich. Aber auch Falsches, denn Homer scheint sagen zu wollen, Fischspeisen haben die Menschen nur in ziemlich spätern Zeiten zu sich genommen. Daß im Homer nichts davon vorkommt, beweißt nur wenig, und die Stelle, worauf er sich bezieht, ist diese:

Und

Noch waren alle diese, in verschiedener Hinsicht einander schon so unähnlichen Menschen, sich doch in einem Punkte ähnlich, darin, daß sie sämtlich in dem sogenannten Naturstande lebten, wiefern man diesen im Gegensatz eines auf Konvention gegründeten Lebens in bürgerlichen Verhältnissen annimmt. Die Hirtenvölker hatten zwar dem bürgerlichen Leben sich schon mehr genähert, als die andern, als

Und bald wäre die Kost und der Muth geschwunden den Männern,
Hätte mich nicht mitleidig der Himmlischen Eine gerettet;
Denn Eidothea sah es, des grauenden Meerbeherrschers
Proteus blühende Tochter; und Mitleid erregt' ihr die Seele.
Diese begegnete mir, der umher schlich fern den Genossen.
Denn beständig die Insel umirrten sie, Fische sich fangend
Mit gebogener Angel; es quälte sie nagender Hunger.

Odyssee IV, 363 fgg., Voß Uebers.

Ich frage hier: Wird nicht von der Angel als etwas sehr Bekanntem gesprochen? Mußte sie

lein auch ihr Beisammenleben war doch nur Werk des Zufalls, nicht durch gegenseitige Uebereinkunft, allgemeinen Willen sanktionirt, weshalb man nicht mit Unrecht sie ebenfalls im bloßen Naturstand annimmt. Keine von allen diesen Menschenarten aber verharrte darin, denn mächtig wirkten alle Umstände zusammen, sie daraus zu vertreiben.

Wie großen Einfluß die Lebensart auf Verhalten und Sitten des Menschen hat, wie sehr sie seinen Charakter bestimmt, wie viel in seiner ganzen Denk-, Sinnes- oder Handelsweise von jener abhängt, ist zu bekannt, als daß sich je-

sie also nicht vorher erfunden seyn? Und setzt das nicht voraus, daß es Ichthyophagen vor Homer und dem trojanischen Kriege gegeben habe? Freilich war, wie es heißt, die Kost bald aufgezehrt, allein wenn dieses nicht gewesen wäre, hätte Menelaus nicht eben so gut sagen können, sie suchten sich Früchte, weil sie nagender Hunger quälte? Und bewiese dieß, daß sie vorher keine Früchte gegessen? Mich däucht, dies beweise nicht mehr, als daß sie gerade jetzt welche suchten, weil sie — gerade jetzt hungerten.

jemand wundern sollte, wenn er nun bald die drei Nomadenstämme so ganz verschieden findet.

Die Hirtenvölker wurden still und friedlich, wie die Gegend, die sie bewohnten, und die zahmen Heerden, mit denen sie weideten. Bei der Gelegenheit, die Natur öfters im Stillen zu belauschen, wurden sie näher mit ihr vertraut, und öftere Beobachtung legte zu Künsten und Wissenschaften, und manchen nützlichen Erfindungen den Grund. Durch ihre Muße, die nicht selten in Langeweile ausartete, wurden sie auf Zeitvertreib zu denken genöthigt, und so entstanden bei ihnen Spiele und mancherlei Lustbarkeiten. Auch der Zufall that das Seinige, und begünstigte die Erfindung mancher Kunst, so daß wir dieses Völkchen bald bei Gesang, Saitenspiel und Tanz recht froh und glücklich antreffen müssen.

— Sie lebten wie Götter, mit stets unsorgsamer Seele,
Von Arbeiten entfernt und Bekümmerniß. Selber des Alters

Lei-

Leiden war nicht; wie immer sich gleich an Händen und Füßen
Freuten sie sich der Gelage, von jeglichem Uebel entäußert.
Reich an Heerden der Flur, und geliebt den seligen Göttern;
Und wie in Schlaf hinsinkend verschieden sie. Jegliches Gut auch
Hatten sie; Frucht gewährte die Nahrung sprossende Erde
Immer von selbst, vielfach' und unendliche; und nach Gefallen
Schaften sie ruhig ihr Werk im Ueberschwange der Güter.

(Hesiod. übers. v. Voß.)

Indeß wollen wir uns doch hüten, jenen Zustand nicht für ganz so reizend zu halten, als er im poetischen Schmuck aussieht, denn, ihn davon zu entkleiden, dürfte doch wohl nothwendig seyn.

Der Landbauer erste Zeitvertreibe mögen kaum besser gewesen seyn, als die der Samojeden, bei denen zwei sich gegeneinander stellen, nun einen

nen Fuß um den andern vorschlenkern, und dann mit der flachen Hand gegen das Knie schlagen, daß es klappt, worin freilich schon eine Aehnlichkeit mit dem Tanz, und vielleicht der niedrigste Grad von Rhythmus liegt. In ihrer ersten Musik war schwerlich mehr Harmonie als in der, welche die Wilden Amerika's machten, und ihre musikalischen Instrumente waren wohl auch nicht besser, ein Tambourin, aus einem getrockneten, aufgespannten Felle bestehend, eine Pfeife aus Rohr, ein Paar zu Saiten gedrehte Därme. Ihre Scherze waren vielleicht kaum so fein, als in einigen der unfeinsten Idyllen Theokrits und Virgils.

Muße, verbunden mit der allmächtigen Eigenliebe, erzeugte bei ihnen, vermittelst des natürlichen Spiegels eines Bachs, die Sucht sich zu verschönern und zu putzen, doch auch diese Verschönerungen mochten nicht weniger bizarr seyn, als man sie bey Indianern findet. *) Indeß war doch ein guter Anfang ge-

*) Alles bisher Vorgetragene ist im vierten Kapitel der Genesis, V. 20 — 22. enthalten. Man findet es aber frei-

gemacht, um — wie Wieland sagt — Geschöpfe, welche die Natur nur angefangen hatte, zu Menschen auszubilden; sie die Künste zu leh-

freilich nur, wenn man darüber kommentirt, was indeß bei der ganzen dort erzählten Urgeschichte nothwendig ist. Wie ist es sonst z. B. möglich, die Geschichte Kains nicht als das albernste Mährchen zu finden, das von Widersprüchen wimmelt! Adam — so wird erzählt — hatte nur zwei Söhne, Kain und Abel, von denen der erste Ackerbau, der andere Viehzucht trieb. Der Ackerbauer wurde neidisch auf den Hirten, was sich sehr natürlich erklären läßt, denn der Hirt hatte ein bequemeres Leben, als der Ackerbauer, der bei seiner Lebensart ohnedies roher werden mußte. Dieser Neid gieng am Ende in Haß über, und hatte den ersten Mord zur Folge. Bis hieher geht alles sehr gut, aber wie nun weiter? V. 14. fürchtet Kain auf seiner Flucht das Vergeltungsrecht, Gott aber befreit ihn durch sein Versprechen V. 15. von dieser Furcht. — Muß man hier nicht fragen — wer sollte ihn denn tödten, wenn er geflohen war, da ja außer ihm und seinen Aeltern niemand weiter existirte? doch weiter: Kain wandert aus, und es wird uns von Söhnen erzählt, die er erzeugte. Wo bekam er denn die Frau her? —— Wer dies alles reimt, ohne zu kommentiren und zu suppliren, der ist mehr als Oedipus!

lehren, die das Leben erleichtern, verschönern, veredeln; ihren Witz zugleich mit ihrem Gefühl zu verfeinern, und tausend neue Sinne dem edeln Vergnügen in ihrem Busen zu eröfnen.

Ganz unähnlich diesem Bilde des friedlichen Hirtenvolkes muß ein Gemählde von den Jäger- und Fischervölkern seyn.

Der Jäger hatte nicht bleibende Wohnung, nicht beständiges Eigenthum, sein Herumschweifen in den Wäldern machte feste Vereinigung, ein gesellschaftliches, der Civilisation sich näherndes, Leben beinahe unmöglich. Furchtlos aber und muthig, stark und kühn, tapfer und trotzend allen Gefahren, und bei Verfolgung des Wildes behend und schnell mußte diese Kaste werden. Gewohnt stets Blut zu vergießen, das krampfige Zucken sterbender Thiere stets vor Augen, nur zu sehr mit dem ächzenden Ton bekannt, was Wunder, wenn sie auch unempfindlich hart und grausam wurde, des Herzens sanftere Regungen nicht kennend! Da treten sie einher, wie Herkules, umhangen

mit der Löwenhaut, die fürchterliche Keule in der schweren Faust; das Auge funkelt, die Gebehrde droht: — ein schrecklicher Anblick! Wälder und Hölen sind ihre finstern Wohnungen.

So schildert Tacitus die alten Teutschen, so neuere Reisebeschreiber mehr als eine nordamerikanische Völkerschaft. Leidenschaftlichkeit, Stolz, Uebermuth, Unbändigkeit sind ihre Charakterzüge.

Die Grundsätze, die immer tiefer bei solchen Menschen wurzeln müssen, sind sehr wahr und schön vom Araber Abu-Ismail-Tograi geschildert. „Liebe zur Selbsterhaltung untergräbt die erhabneren Triebe, gewöhnt den Mann an weibische Ruh. Wer dieser nachhängt, grabe sich Hölen in der Erde. Doch niedrigen Seelen nur gnügt Niedrigkeit, nicht kennen sie den Ruhm, rascher das Kameel zu treiben. Auf! besteige dasselbe, hinein mit ihm in die furchtbare Wüste, muthig hinein! Wer wird weilen an Einem Ort! Wandern ist des Mannes hoher Ruhm! Würde, wenn

es rühmlich wäre, stets an einem Ort zu weilen, würde die Sonne vorwärts schreiten auf ihrer Bahn?"

Von Künsten konnten diese Menschen wenig wissen, denn ihnen ward nur wenig Muße zu Theil. Abgemüdet von der schweren Jagd war ihnen nichts so lieb, als nun in träger Unthätigkeit die übrige Zeit zu verschlummern. Und hatten sie Spiele, so waren es wilde lärmende, wobei sie sich im Ringen, Laufen u. a. übten, Behendigkeit und Stärke des Körpers erhöhten. So hatten die alten Teutschen ihren Waffen-Tanz *)

Alles, was sie erfanden, waren Werkzeuge zur Jagd, die sich zuerst vielleicht auf eine Keule und einen hölzernen Spieß beschränkten. Wahrscheinlich wurden Bogen und Pfeil erst späterhin erfunden. Eisen kannten sie nicht, und hätten es nicht zu benutzen verstanden, statt dessen bedienten sie sich vielleicht der Steine.

*) Vita omnis in venationibus et studiis rei militaris consistit. Jul. Caes. de bell. gall. 6. 21.

So wird uns von den Illinois, einer Völkerschaft in Nord-Amerika, berichtet *), daß sie keine eisernen Instrumente kannten, sondern Messer, Beile und dergleichen von Feuer- und andern harten Steinen hatten, was aber auch schon mehr Kultur voraussetzt, als wir hier bei diesen Menschen voraussetzen dürfen.

Zwischen den Hirten- und Jäger-Völkern mußte die Fischernation gleichsam das Mittel halten. Zwang sie die ziemlich bedrängte Lage zu der Geselligkeit der Hirten, so mußte die Art, sich ihre Nahrung zu verschaffen, sie, wie die Jäger, kühn bis zur Verwegenheit machen, ihr Herz, wie der Dichter sagt, mit dreifachem Erze panzern. Anders kann man sich die Menschen wohl nicht denken, die in spätern Zeiten sich so muthig dem untreuen Element vertrauten, nur durch ein Bret vom gewissen Tode getrennt. Doch konnten sie nicht so wild und grausam als die Jäger werden, schon darum nicht, weil zwischen dem Er-

*) S. Wynne British Empire in America Bd. I. S. 247.

Erlegen von Landthieren, und dem Fangen der Fische ein so mächtiger Unterschied ist. Vielmehr wurden sie duldsamer, und in der Noth bis zum unglaublichen Grad ausdauernd. Auch findet man bei ihnen die Betriebsamkeit des Ackerbauers durch ihre Lebensart selbst begünstigt, bei welcher sie zwar Muth und Stärke auch, allein Geduld, List, Klugheit, Beobachtungsgeist ungleich mehr noch brauchten.

Erfindungen machten auch sie im Kreise ihrer Thätigkeit, von Zufall und Beobachtung geleitet. Zweige, in denen sich ein Fisch verfangen hatte, oder eine Kropfgans brachten sie vielleicht auf Erfindung der Reussen; ein Baum, vom Wasser am Ufer losgerissen, der nun fortschwamm, auf Erfindung der Böte; ein überhangender Zweig, nach dem ein Fisch schnappte, auf Erfindung der Angel; ein Nautilus auf Erfindung der Segel. Noth und Augenblick der Gefahr lehrten sie schwimmen.

So unähnlich wurden die Menschen sich durch die Lebensart, die sie nothgedrungen trie-

ben, durch die Umstände, worein sie jene versetzte. Alle zusammen aber erblicken wir sie jetzt als Herrn der ganzen irdischen Schöpfung, als Herrscher über die Fische des Meeres, die Vögel des Himmels, und alle Thiere des Landes.

Und so hätte es bleiben sollen, rief einst ein Philosoph, der den bürgerlichen Verein für die Quelle alles Menschen-Elends hielt. Allein so konnte es nicht bleiben, sagt die unbefangne Vernunft; es ist nicht so geblieben, bezeugt die Geschichte.

Nothwendig mußten Ackerbau und Viehzucht bald von einander getrennt werden, und unter den friedlichsten Nomaden zwei verschiedene Klassen entstehen, unter denen, laut der Geschichte, bald allerlei Streit begann, weil der Ackerbauer dem Hirten sein minder mühsames Loos beneidete. Diese Zwistigkeiten giengen in Thätigkeiten über, wobei zu befürchten stand, das Band der Geselligkeit dürfte zerrissen werden. Die ältesten Personen, denen

der meiste Verlust hiemit drohte, die am tiefsten die Nothwendigkeit des gesellschaftlichen Lebens fühlten, mischten sich deshalb in diese Streitigkeiten, um gütlich sie zu schlichten, was ihnen auch, des Ansehns wegen, das sie hatten, meist gelang. Dadurch entstand allmählig eine Art von Herrschaft der Aeltesten, bekannt genug unter der Benennung der patriarchalischen, der Regierung des väterlichen Ansehns. Diese Aeltesten wurden, als die Erfahrensten und Klügsten, von den Jüngern öfters um Rath gefragt, zu Richtern bei strittigen Vorfällen erwählt, wovon wir, irr' ich nicht gänzlich, die Ueberreste noch in den Hirtengedichten finden, wo zwei Hirten bei ihren Wettgesängen noch einen dritten, als Kenner, zum Kunstrichter wählen.

Nahm die Bevölkerung überhand, so mußten auch wieder Auswanderungen erfolgen, begreiflich aber nur von Hirten. Trafen diese wandernden Hirten andere schon in Besitz einer Gegend, so entstanden auch unter ihnen

bisweilen Streitigkeiten, bisweilen aber trennte man sich in Frieden und Freundschaft von einander. Die Urgeschichte erzählt uns folgendes Beispiel *). Lot und Abraham, beide Hirten-Nomaden, waren gemeinschaftlich ausgewandert, und beide — heißt es — hatten Schaafe und Rinder und Horden. Zu gering aber war des Landes Ertrag, zu groß ihre Heerden, als daß sie bei einander hätten wohnen können. Dieses veranlaßte unter den Hirten oft Streit. Da sprach Abraham zu Lot: „Laß, du Lieber, keine Streitigkeiten zwischen dir und mir, meinen Hirten und deinen Hirten entstehen; sind wir nicht Anverwandte? Steht dir nicht offen das ganze Land? Laß uns von einander scheiden, Lieber! Willst du links, so geh' ich rechts; willst du rechts, so gehe ich links." Da nahm Lot die Gegend am Jordan in Augenschein, die wasserreich war und schön und blühend wie ein Garten. Diese Gegend erwählt' er sich, und beide Verwandte schie-

*) Genesis 13, 5 fgg.

schieden von einander, Abraham blieb in Kanaan, Lot zog gen Morgen.

Wie die Hirtenvölker, so wurden auch die Jägerhorden von der Noth zu neuen Wanderungen getrieben, denn in dem Maaße, als sie sich vermehrten, mußte das Wild, ihre Nahrung, sich vermindern. Sie zogen also weiter, nur nicht so friedlich, wie die Hirten. Wo es ihnen gefiel, wo sie Nahrung fanden, da wollten sie bleiben, und nehmen. Wo aber konnt' es ihnen besser gefallen, wo fanden sie mehr zu nehmen, als in den schönen Gefilden der Ackerbauer, auf den anmuthigen Triften der Hirten? So oft ihr Zug auf solche traf, wünschten sie da zu verweilen, da zu genießen. Was natürlicher aber, als daß die Ackerbauer und Hirten nicht gutwillig mit den Ankömmlingen das Besitzthum theilten! Da aber jene nehmen, diese nicht geben wollten, was anders konnt' und mußte daraus entstehn, als Krieg! Wer wird siegen in ihm, wer unterliegen? Alle Wünsche sind stets für die armen Unter-

drück-

drückten, und gegen die gehaßten Räuber gewesen, und es wäre nicht das erstemal, daß eine Stimme sich vernehmen ließe: Wenn es eine Vorsehung giebt, wenn nicht böse, unglückfrohe Wesen der Menschen Schicksale leiten, so muß der Bedränger fallen, und dem Bedrängten Rettung werden!"

Voreilige Klage! Allzurascher Unmuth! Ist der Dränger nicht auch ein Kind desselben Vaters, als der Bedrängte? Und wählte er die Umstände, unter denen er werden mußte, was er ward? Wählte er sie aus der Absicht, daß es so kommen sollte, als es kam? Ward er nicht aus Noth wild, wie der Hirt aus Noth sanft ward?

Hinweg mit allen diesen und ähnlichen Klagen, wir halten uns an das, was kommen mußt', und kam. Der Jäger fand, sobald er raubte, Widerstand. Ungewohnt desselben brauchte er Gewalt, und kühn und wild wie er war, bedurft' es bei ihm keiner Ueberwindung, um die Waffen, erfunden gegen Thiere

zu kämpfen, jetzt gegen Wesen seiner Gattung zu kehren. Laßt nun Ackerbauer und Hirten sich vereinigen, um Gewalt durch Gewalt zu vertreiben; da stürzt der Haufe Jäger rasch aus dem Dickicht des Wald's hervor, mit wilder Gebehrde, trotzigem, drohendem Auge; fürchterlich tönt sein Schlachtruf aus Wald und Thal zurück; wie einen leichten Stab schwingt er die schwere Keule; ungestüm und wüthend bricht er, dem reissenden Strom gleich, auf die Schaaren der Vereinigten ein; schmettert nieder hie und da wie ein Blitz; — wird, kann der Schwächere, Furchtsamere, der minder Behende da bestehen, er, der vielleicht beim schrecklichen Anblick des ungewohnten Feindes schon Fassung und Muth verlor? — Der Hirt unterlag!

Und sehet da die ersten Eroberer, die freilich im eigentlichsten Sinn den Namen der Völkerdränger, allein doch unsern Haß so wenig, als die Hirten Beschimpfung verdienen. Als Sieger maßten sie sich eines Rechts über die Besiegten an, zwangen sie, ihnen Lebens-

mit-

mittel zu liefern, ihnen zu dienen, und wurden, mit einem Worte — ihre Herren. Ein ganz neues Verhältniß, das hier entsteht, — Herr und Diener, Herrscher und Unterthan.

Glücklicher Fortgang eines Unternehmens, ja selbst desselben glücklichste Vollendung befriedigt aber den Menschen nicht, vielmehr wird dies ihm nur ein neuer Sporn, muthiger vorwärts zu dringen, und immer weiter zu streben. Der Reiche strebt nach immer größern Schätzen, der Berühmte nach immer größerm Ruhme, der Eroberer immer mehr Länder an sich zu reißen, und vergebens singt der Dichter und predigt der Weise dem Menschen die Zufriedenheit, von der sich freilich nicht läugnen läßt, daß sie die Mutter alles stillen Glücks sey; — allein diese Zufriedenheit scheint mit der Natur des Menschen zu streiten, und Unzufriedenheit das Triebrad aller menschlichen Unternehmung zu seyn.

Aus diesem Grund begnügte sich der Eroberer nicht mit dem, was er gewonnen hatte,

und sann nur wenig darauf, dieses zu erhalten, auf die beste Weise zu benutzen. Das herumschweifende Leben hatte zu vielen Reiz für ihn; Eroberungen zu machen schien ihm so rühmlich, und doppelt rühmlich, weil es gefährlich war. *) Immer neue Streifzüge unternahm er, sein Recht bestand in den Waffen, und alles sey des Starken Eigenthum, war der Grundsatz, dem gemäß er handelte.

Wo Eroberer Hirtenvölker trafen, war ihnen der Sieg leicht und gewiß, allein sie mußten beim Herumschweifen ohne Plan und Ziel auch auf die Fischervölker stoßen, und da galt's Kampf und Hartnäckigkeit gegen Hartnäckigkeit. Hier war der Sieg schwer und ungewiß, ja schien sich meist auf Seite des Küstenbewohners zu lenken. Dazu liefert freilich die älteste Geschichte keinen Beleg, allein wenn

Haw-

*) Nec arare terram aut exspectare annum tam facile persuaseris, quam vocare hostes et vulnera mereri. Pigrum animum et iners videtur sudore aquirere, quod possis sanguine parare. *Tacitus de mor. Germ.* c. 14.

Hawkesworth in seiner Sammlung von Reisen die Küstenbewohner überhaupt, gesellig zwar, doch äußerst grausam gegen ihre Feinde schildert, und wenn es nachher die Geschichte und neuere Erfahrung zeigen, daß Unabhängigkeit unter den Menschen sich nur an den Küsten erhielt, daß die berühmtesten Freistaaten uranfänglich nur an Küsten sich bildeten; so scheint jene Behauptung damit hinlänglich begründet und bewährt.

Nur bilde man sich hiebei nicht ein, daß ungeheure Schaaren gegen einander zogen. Es waren einzelne Horden, die sich bekriegten, wie sich die Nordamerikanischen Wilden noch jetzt bekriegen. Man kann von solchen Kriegen sich einen Begriff machen, wenn man selbst aus spätern Zeiten liest, *) wie Abraham mit 318 Knechten ein königliches Heer überfällt, besiegt, ihm Beute und Gefangene abnimmt, und wie der König dann diesen Abraham nicht

mit

*) Genesis 14, 14. fgg.

mit den Waffen in der Hand, sondern bloß durch göttlichen Vorschlag zum Vergleiche bringt, bei welchem der Hirten-Nomad weit stolzer als der sogenannte König spricht.

Untergang und Regeneration des frühesten Menschengeschlechts.

So haben wir an dem Faden der Muthmaßungen uns durch das Dunkel der ältesten Geschichte unsers Geschlechts bis an den Punkt getastet, wo die ersten schwachen Strahlen von Licht aufdämmern. Mit bloßen Muthmaßungen haben wir einen Zeitraum von 1656 Jahren ausgefüllt, nach deren Verlauf durch eine ungeheure Wasserfluth, unter dem Namen der Noachitischen bekannt, das Menschengeschlecht bis auf einen geringen Rest untergieng, und mit ihm vielleicht, was uns als Denkmahl der Urwelt dienen könnte. Nur so viel sagt uns die älteste Urkunde des Menschengeschlechts, daß die untergegangene Welt nicht ohne Kultur war. Feldbau und Viehzucht machten sie begütert, sittlicher Umgang beider Geschlechter,

or=

ordentliche Ehe, Familienverbindung ihr Leben angenehm. Einige, wie Jabal, zogen als Beduinen mit Hütte und Heerde wandernd umher, andre sammelten sich in stehende Wohnplätze; Hanoch erbaute eine Stadt. Manche Kunst und Wissenschaft war erfunden, denn Thubalkain wird ein Meister in Kupfer und Eisen-Arbeit gepriesen, Naenia spann und strickte, Jubal wußte Röhren und Saiten angenehme Töne zu entlocken. Man konnte die Kunst zu zählen, zu rechnen; man hatte Poesie und Schrift, auch Malerei, da aus dieser immer die erste Schrift bestand. Ob es schon wirkliche Staaten mit ihren Vortheilen und Nachtheilen gab, darüber schweigt die Geschichte.

Platon redet von alten Sagen, nach denen das Urgeschlecht durch Fluthen, Seuchen und manchen Unfall andrer Art bis auf einen kleinen Rest mehrmals vertilgt worden sey; eine große Ueberschwemmung aber habe am verheerendsten gewüthet. Hirten nur, auf Bergen weidend wurden gerettet. Alle Städte in

den Ebenen, am Gestade des Meers wurden Grundaus vertilgt, mit ihnen jede Geräthschaft, jedes Werkzeug der Kunst, jede Erfindung und Wissenschaft. Die geretteten Hirten, unerfahren in allen Künsten, mußten deshalb stets von neuem beginnen, und dadurch wird erklärbar, daß man in so langer Reihe von Jahrhunderten nicht größern Fortschritt zur Vollkommenheit gethan.

Vor dem kleinen Rest der Geretteten breiteten sich unabsehlich, furchtbare, Menschenleere Wüsteneien aus; die kleine Heerde war ihre einzige Gesellschaft. Anfangs bebten sie, von ihren Gebirgen herabzusteigen, und in den neu blühenden Ebenen sich anzusiedeln; auch mochten sie sich nicht zerstreuen. Und hätten sie sich anbauen wollen, woher die nöthigen Werkzeuge nehmen, da Eisen, Erz, Metall verschwemmt war, selbst Holz zu fällen ihnen unmöglich fiel? Erst mußte sich der alte Gang der Begebenheiten erneuern, und viele Menschenalter mußten vorüber gehen bis alles wieder dahin kam, wo es gewesen war.

Weit kunstloser lebten viele Zeitalter hindurch jene Menschen, als die von der Fluth Verschlungenen, bei ihrer Kunstlosigkeit glücklich und gut. Weil ihrer Wenige nur waren, hielten sich diese lieb und werth. An Nahrungsmitteln war kein Mangel, deshalb kein Streit um sie; weil keine Armuth, war kein Zwist; weil kein Reichthum, war kein Verbrechen. Jede Gesellschaft, worin es weder Armuth noch Reichthum giebt, hat meistens unverdorbne Sitten, denn nicht Zügellosigkeit und Ungerechtigkeit, noch Eifersucht, Haß und Neid finden da Nahrung. In ihrer Einfalt waren jene Menschen gutmüthig, und sicherlich argloser, mäßiger und gerechter als die Vertilgten. Wozu für sie Gesetz? Einförmig lebten sie in väterlicher Sitte fort.

Allmählig bildeten sich Dynastieen oder Herrschaften, die denen glichen, welche nach Homer in den Behausungen der Kyklopen galten:

Dort

Dort ist weder Gesetz, noch öffentliche Versammlung,
Sondern sie wohnen all' auf den Häuptern hoher Gebirge
In gehöleten Felsen, und jeder richtet nach Willkühr
Seine Kinder und Weiber und kümmert sich nicht um den andern.

(Odyssee. IX, 122. üb. v. Voß.)

Solche Herrschaften bilden sich unter den Menschen, die Hütten- und Familienweise von einander getrennt, zerstreut leben; immer führt der Aelteste das von Vater und Mutter auf ihn vererbte Regiment, indeß die andern, gleich einem Zug von Vögeln ihn als einzigen Führer folgen. Bloß von väterlichen Gesetzen regiert, gehorchen sie der gerechtesten aller Regierungen, bis mit der Zeit sich mehrere Anwohner vereinigen, die sich gemeinschaftlich dem Anbau des Landes widmen, zuerst die Felder an den Bergen urbar machen, und, zum Schutz gegen wilde Thiere, Hecken statt der Mauern um ihre Ge-

mein-

meinheit ziehen. So entsteht ein großer gemeinschaftlicher Wohnort, und in demselben muß nothwendig wieder eine andere Regierung und Gesetzgebung entstehen.

Späterhin vergaßen die Menschen den einstigen Untergang ihres Geschlechts und wagten es, auch in Ebenen, fern von den Quellenreichen Bergen, anzubauen.

— — Das heilige Ilion war noch
Nicht im Felde erbaut, noch bevölkert
von mancherlei Menschen;
Sondern sie wohnten am Hange des
Quellenergiebigen Ida.
(Il. XX, 215.)

Sobald sie aber sich in den Ebnen anzubauen wagten, mußten sie vom Zeitpunkt der Vertilgung weit entfernt, schon wieder sehr vermehrt seyn. Der Zeitraum bis hieher aber ist für die Geschichte wieder verloren, und dann erst, wenn die Menschengeschichte sich in die Geschichte der Staaten verliert, fängt einige Gewißheit in ihr an. Auch da ziemlich spät.

Durch

Durch Erzählung zwar, Lied und Denkmahl pflanzen sich Begebenheiten der Vorwelt von Enkel auf Enkel fort; Erzählung und Lied aber, gesetzt sie wären treu, werden von neuen verdrängt; Denkmähler trotzen nicht der Gewalt der Zeit. Die Schreibkunst allein verewigt die Geschichte, allein bis man den Gedanken dieser Verewigung faßte, wie lange Zeit verfloß. Und setzen Denkmahl und Schreibkunst nicht schon Kultur voraus? Nur nach der Kultur, die nur in Staaten sich fördert, beginnt Geschichte. Was Wunder also, wenn auch der Ursprung der ersten Staaten in Nacht und Dunkel begraben liegt. Wir hören nur so viel, daß etwa ein Jahrhundert nach jener großen Fluth, — viel zu kleiner Zeitraum, wenn sie allgemein gewesen wäre, — der Grund zu mehreren Staaten und Reihen gelegt worden sey, und zwar von Noahs Söhnen, des einzigen Mannes, der damals dem Untergang soll entgangen seyn. Genauer dies zu untersuchen dürfte vergebne Mühe seyn, wir ziehn daher das Nothwendigere

vor, einen betrachtenden Blick auf den Schauplatz der ersten Staatenbürger, die Wiege des Menschengeschlechts, das reizende Lokale seiner Kindheit und Jugend zu werfen.

Asien,

Asien, das Urland des Menschen.

Da für uns die Weltgeschichte durchaus mit asiatischen Völkern anhebt; so mag Asien die Wiege des Menschengeschlechts seyn.

Asien, an 700,000 Quadratmeilen enthaltend, grenzt gegen Osten, wo China, Cochin-China, Tunkin, Laos, Korea, die östliche Tatarei und Japan liegen, an das östliche Weltmeer; gegen Süden stoßen Indostans beide Halbinseln an das indische Meer, Persien an den persischen Meerbusen, Arabien an das rothe Meer und an Afrika. Gegen Westen macht das mittelländische Meer, der Archipel, die Enge von Gallipoli, das schwarze und Asowsche Meer die Grenze zwischen Asien und Europa. Von dem Asowschen Meer an der Fluß Don. Da dieser sich, seiner vielen Mündungen

gen halber, nicht verfolgen ließ, nahm man da, wo sie ihm am nächsten kommt, die Wolga zur Grenze, bis dahin, wo sie ins weiße Meer ausläuft. Strahlenberg aber fand, die Natur habe die Grenze zwischen Europa und Asien, wo beide im russischen Gebiet zusammenstoßen, selbst und anders bestimmt. In dem hohen Bergrücken findet er sie, der sich vom Asowschen Meer an nach dem großen Gebirge Ural hinauf erstreckt, (der Grenze zwischen Rußland und Siberien) und sich an der, Nova-Zembla gegen über gelegenen, Küste des Eismeers endigt. Vom Eismeer endlich wird im äußersten Norden Sibirien und die russische Tatarei begrenzt.

Dieses Asien hat drei Theile, Nord-, Mittel- und Südasien. Der ganzen Asiatische Norden steht jetzt unter Rußlands Scepter. Das vordere asiatische Rußland oder Kaptschak befaßt Kasan, Astrachan, Orenburg (die Ufische Statthalterschaft.) Das hintere befaßt Sibirien, vorwärts bis an das Eismeer, ostwärts bis an das östliche Meer, und süd-

südlich herab bis dahin, wo Gebirgsketten es von dem Gebiet der Mandschu, Mongalen und Kalmycken scheiden. Viel größer als Europa hat dieser asiatische Norden 244,000 Quadratmeilen im Umfang. Durch das größte, mächtigste und zusammenhängendste Gebirg der alten Welt (Altai) wird Nord- von Mittelasien, oder dem asiatischen Hochland, getrennt. Mittelasien selbst theilt sich durch den südwestlichen Theil der Sandwüste Kobi oder Shamo in die west- und östliche Hälfte. Hier sind die Länder am Kaspischen Meer, am See Aral, die Kaukasische oder westliche Tatarei, (Kaukasien,) die große und kleine Bucharei, die Kalmykey und Mungaley oder Chinesische Tatarey.

Zu Süd-Asien gehören von Westen her die unter dem Namen Kleinasien (Anadoli) bekannte Halbinsel Vorderasiens, die asiatische Türkei, Arabien, Syrien, Persien, Georgien, Kaschemir, die beiden Halbinseln von Hindostan, Tibet, China und fünf Archipele. Auf den Halbinseln Hindostans liegen, westlich vom Bengalischen Meerbusen, das ehemalige Reich des Großmogols,

Bengalen, Decan mit den Küsten Malabar und Koromandel; östlich von jenem Meerbusen Ascham und Ava, Arakan und Mien, Pegu, Siam, die Halbinsel Maleya oder Malacca, Tonkin, Laos, Kamboja und Cochinchina.

So Asien nach seiner jetzigen Beschaffenheit in einem weiten Umriß. Daß dieser Welttheil nicht stets eine solche Eintheilung verstattet, beweisen eine Menge von Umständen. Nicht nur ist Nord-Asien den Alten eine völlig unbekannte Welt, sondern auch von Mittelasiens östlicher Hälfte wird nichts erwähnt. Dazu kommen Beobachtungen der physischen Beschaffenheit jener Länder, die es wahrscheinlich machen, daß sie erst in viel jüngeren Zeiten haben bewohnt werden können, weil sie überhaupt erst in viel jüngeren Zeiten durch Rückzüge und Veränderungen des Meers sich gebildet haben. Dadurch fällt von selbst — vorausgesetzt, daß die Erdachse in der Neigung gegen die Erdbahn nicht verschieden gewesen — jede Vermuthung weg, daß in den genannten

Stri-

Strichen Asiens vielleicht das Mutterland der Menschen zu suchen sey.

Es bleiben nur Mittel=Asiens westliche Hälfte und Südasien übrig, wo wir dasselbe zu suchen haben. Hat nun Buache Recht, daß die Gebirge aus den erhobensten Flächen des Erdbodens, wie Strahlen aus einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt, hervorgehen und untereinander in allgemeinem Zusammenhange stehen; so giebt dies einen Faden, uns aus dem Labyrinth der frühsten Menschenwanderungen so gut als möglich zu finden. Wir beobachten Asiens Bergkette, und suchen darin den höchsten Punkt. Von diesem, welcher zuerst als bewohnbar über das Meer sich erhob, stiegen die Menschen auch zuerst in die Niederungen herab, nach allen Richtungen mehr und mehr sich verbreitend; der Gebirgskette mußten ihre Wanderungen folgen.

Asiens Hauptgebirge ist der Ural, der in verschiedenen Gegenden verschiedene Namen annimmt. Die uralischen Gebirge bringen

drei Hauptäste hervor, von denen der erste das Kaspische Meer umgiebt, durch Astrachan nach Circassien über, unter dem Namen Kaukasus durch Georgien geht, und westwärts eine Menge von Zweigen in die asiatische Türkei aussendet, wo er die Berge Tschilder, Ararat, Taurus und Arge, so wie viele andre in Arabien hervorbringt, indeß eine andre Abtheilung von ihm über Korasan nach Persien eindringt. Der zweite Ast der uralischen Kette nimmt seine Richtung mehr ostwärts, verläßt die Kalmykey, bildet die berühmten Gebirge, im Alterthum unter dem Namen Kaf bekannt; geht durch die Königreiche Kasgar, Tunkestan und Lahor in das Reich des Mogols über, bildet die westliche Wüste Chamo und die westliche Halbinsel von Hindostan. Der dritte Hauptast der uralischen Kette geht nordwärts und macht die natürliche Grenze zwischen Asien und Europa.

Im Lande der Mungalen nimmt die uralische Kette den Namen der altaischen an, und läuft auf den Aequator zu. Hier bildet

sie die östliche dürre Sandwüste von Chamo, die furchtbaren Felsen von Tibet, geht über die Flüsse Ava und Menan, umgiebt mit ihren Abtheilungen die Reiche Ava, Pegu, Tunkin, Cochinchina und Siam, bildet die Halbinsel Malacca, und erfüllt den Indischen Ocean mit den Sunda-Inseln, den Molukken und Philippinen. Am Ufer des Sees Baikal läuft ein anderer Zweig aus, der sich in die Chinesische Tatarei und in China selbst verbreitet, bis Korea verlängert und die Insel Japan bildet.

Gegen Norden sendet die große Kette bei der Stadt Irkuzk am Ufer der Lena gegen Nordwest einen Zweig aus, der zwischen den beiden Tungusien sich in den morastigen Gegenden des mitternächtlichen Theils der Provinz Jenisei verliert. Eben diese Kette kommt endlich an den östlichen Theil von Nord-Asien, bildet auf der einen Seite das hervorragende Kamtschatka, und verliert sich auf der andern gegen das Eisvorgebirge zu in dem Eise.

Von

Von diesen Gebirgen ergießen sich nordwärts der Ob, Jenisei, Lena, Syr-Darga (Jaxartes) Gihon (Oxus); gegen Süden die Wolga, der Ural, Armur, Euphrat, Tigris, Ganges, Choango.

Um die größte wirkliche Höhe von Asien zu finden, — sagt Pallas — ist das sicherste und gewöhnlichste Mittel dieses, daß man den Lauf der großen Flüsse rückwärts bis an ihre ersten Quellen verfolgt. Von dem Indus und Ganges, die in das indische Meer ausfließen, und dem Choango, der sich durch China in den östlichen Ocean ergießt, entspringen die Hauptquellen in den ungeheuern Gebirgen des nördlichen Indiens, mit welchen Tibet und Kaschemir besetzt sind. Hier ist also das höchste Land im ganzen südlichen Asien: von hieraus breiten sich alle die glücklichen Länder gegen den Wendekreis aus, und genießen durch Südwinde den Einfluß der heißen Zone. Von hier gehen die Bergketten aus, welche abendwärts Persien, gegen Mittag beide Halbinseln Hindo-

stans, und gegen Morgen China durchlaufen. In den südlichen Thälern dieses uralten Landes muß man des Menschengeschlechts erstes Vaterland suchen, von hieraus wurden die glücklichen Gegenden von China, Persien, besonders Indien bevölkert.

Die Geschichte bestätigt des Naturforschers Vermuthung. Nicht nur weißt die mosaische Urkunde den auf die Wiege der Menschheit gerichteten Blick hinter die Quellen des Gihon, des Tigris und Euphrat, an das Südende der großen Bucharey, wo die von dem Menschen für sein Haus gezähmten Thiere, der Stier, das Schaaf, die Bezozarziege und der Steinbock, aus deren Vermischung unsere zahmen Ziegen entstanden, Kameel, Schwein, Katze und Shakal, der Originalstamm der Hunde, ursprünglich heimisch sind, sondern südwärts am Fuße jener Gebirge haben sich auch die ersten Reiche und Staaten der Welt gebildet. Dem Zuge des Gebirges folgend wurden die ziehenden Karawanen ostwärts am

Ima-

Imaus (Mustag) hin nach Indostan, nordwärts am Kaukasus hin an die Strecke zwischen dem kaspischen und schwarzen Merre, von da das Taurische Gebirg südwestlich herab nach Anadoli und längs der Küste des mittelländischen Meeres hin, nach Syrien, Palästina, Arabien und die mit Asien grenzende Spitze Afrika's geleitet, und überall sammelten sich in diesen Strecken Menschen zusammen, um bleibende Wohnsitze zu errichten. Nördlich über die Gebirgkette hinaus lag den Alten Scythien, Sarmatien, das Land der Saker, Massageten, Serer u. a. von dem schwarzen Meer im Westen bis östlich an den Imaus (Mustag) in das Hochland der Tatarei streichend; eine Strecke Landes, für die Geschichte der Völkerwanderungen äußerst wichtig noch aber nicht hinlänglich untersucht. Kein eigentlicher Staat bildete sich dort, sondern bloß wilde rauhe Heerden zogen umher, Gesetzlos, räuberisch. Das waren vielleicht die weitwandernden Jägerhorden. Nur in Süd- und einem Theil von Mittel-Asien ist der Schau-

platz der ersten Staatengeschichte, von dem schwarzen Meer und Afrika's östlicher Spitze an, am Süden der asiatischen Gebirge hin bis nach China, diesem östlichsten Winkel Asiens, sich erstreckend.

„Der dürftige Mensch — sagt Herder — folgt mit seinem irdischen Daseyn so gern der mildernden Sonnenwärme: denn diese muß für ihn die Erde decken und die Gewächse zu wohlthätigen Früchten reifen. In Nord-Asien jenseit der Gebirge sind die meisten Striche viel höher und kälter: verschlungener ziehen sich die Bergketten hin und her und trennen die Erdregionen sehr oft durch Schneegipfel, Steppen und Wüsten: wenigere Ströme wässern das Land und ergießen sich endlich in ein Eismeer, dessen wüste Ufer, die Wohnung der Rennthiere und weißen Bäre, nur späte Bewohner zu sich locken konnten. In diesem hohen, zerschnittenen, steilabhängigen Lande, der Steppen- und Bergregion unsrer alten Welt, mußten also lange Zeit, und in manchen Strichen vielleicht immer, Sarmaten und Scythen,

Mon-

Mongolen und Tataren, halbwilde Jäger und Nomaden wohnen. Das Bedürfniß und die Gegend machten die Menschen barbarisch: eine einmal gewohnte Gedankenlose Lebensart befestigte sich in den abgetrennten oder umherziehenden Stämmen und bildete bei roheren Sitten jenen beinah ewigen National-Charakter, der alle Nord-Asiatischen Stämme von den südlichen Völkern so ganz unterscheidet. — Nur wo sich Südwärts Asien sanfter hinabsenkt, wo die Gebirgketten mildere Thäler umschließen und sie vor den kalten Nordostwinden sichern; hier wars, wo insonderheit Ströme die herabziehenden Kolonieen allmählig bis zum Ufer des Meeres leiteten, sie in Städte und Länder sammelten, und ein leichteres Klima auch feinere Gedanken und Anordnungen weckte. Zugleich schoß, da die Natur dem Menschen mehr Muße gab, und mehrere seiner Triebe angenehm reizte, sein Herz in Leidenschaften und Unarten aus, die unter dem nordischen Druck des Eises und der Noth sich nicht in so frölichem Unkraut zeigen konnten."

Diesen südlichen Theil noch einmal schnell durchwandernd finden wir von Westen her das blühende Kleinasien (Natolien, Anadoli, Levante), vom Taurus durchstrichen, bis an den Euphrat sich erstrecken. An Ländern befaßt es:

Einen Theil von Paphlagonien, Galatien, Bithynien, Groß- und Klein-Phrygien und Troas, Groß- und Klein-Mysien, Aeolien, Jonien, Dorien, Karien, Lydien,	eigentliches Natolien oder Anadoli.
Lycien, Pisidien, Lykaonien, Pamphilien, Cilicien,	Caramanien.

Paphlagoniens übrigen Theil, Pontus, Einen Theil Kappadociens,	Amasien, Siwas.
Kappadociens übrigen Theil, Klein-Armenien,	Aladulat-Ili oder Dulgadir Ili.

Nordöstlich hinauf von Anadoli, zwischen dem schwarzen und Kaspischen Meer, umgeben von dem Kaukasus, liegt Mingrelien, das alte Kolchis. Der Kaukasus erfüllt das Land mit Quellen und Flüssen, unter denen besonders der Phasis merkwürdig ist, nicht weil er den Phasanen den Namen gab, welche die Griechen zuerst hier fanden und nach Europa brachten, sondern weil die ältesten Kosmographen durch diesen Fluß Europa von Asien schieden.

Gegen Osten grenzt Kolchis an das mit Bergen umschlossene Iberien, jetzt Imirette, das unter der türkischen Herrschaft weder Städte noch

noch Dörfer hat und so entvölkert und unangebaut liegt, daß das schönste, wild dort wachsende, Obst verfault.

Iberien östlich erstreckt sich, längs dem kaspischen Meere, Georgien (Guirdschisten), das alte Albanien, mit seinem fruchtbaren Boden und weiten schönen Ebenen zwischen Bergen und Wäldern.

Armenien folgt, vom Gebirg Ararat durchstrichen, worauf bekanntlich Noah soll gelandet seyn. Kolchis, Iberien und Albanien begrenzen es gegen Norden, im Süden berührt es Mesopotamien. Auf Armemiens Gebirgen entspringen der Euphrat und Tigris, hoch muß daher die Lage des Landes seyn, und ziemlich kalt ist seine Luft.

Kolchis,		Mingrelien.
Iberien,	Georgien,	Gurial.
Albanien,		Imerette.
		Lachetti.
		Carduel.

Arme-

Armenien bis an Media Atropatene	Turkomannien, oder türkisch Armenien.
	Irvan, oder Persisch Armenien.
	Stück von Kurdistan, oder Land der Kurden.

Jetzt fängt Süd-Asien an sich mehr in die Breite zu dehnen. Unterhalb Armeniens breitet sich Kurdistan aus, 25 Tagereisen lang, 1 breit; größtentheils das alte Assyrien, bergicht, aber voll Holz, Triften und fruchtbaren Boden. Ihm zur Linken liegt Al Dschesira, (Diarbekir) u. h. die Halbinsel, Mesopotamien (Zwischenflußland) bei den Alten genannt, weil der Tigris und Euphrat, in ihrem süd-östlichen Laufe von Norden, das Land wie mit zwei Armen umschlingen. Südlich unter Al Dschesira erstreckt das arabische Irak, das alte Chaldäa oder Babylonien, eins der schönsten Länder, sich bis an den persischen Meerbusen herab. Die Wiesen wuchern in üppiger Fülle, die Triften sind die fettesten, an Getreide ist kein Mangel, an

Dat-

Datteln, Obst, Baumwolle Ueberfluß. Bei Teludsche, einem großen Dorf auf des Euphrats östlicher Seite, sieht man auf dem Wege nach Bagdad über seine Tagereise hindurch zur linken Seite des Flusses die Trümmern einer ungeheuren Stadt, wahrscheinlich des alten Babylons.

Mesopotamiens, ein Theil Assiriens,	}	Diarbekir, oder eigentlich Al Dschesira.
Assyriens übriger Theil	—	Kurdistan.
Babylon oder Chaldäa, zwischen dem Tigris und Euphrat und den Chaldäischen Gebirgen.	}	Irak Arabi, oder Irak Babeli.

Westlich von diesen Ländern führt uns der Weg zu Asiens mit Afrika am nächsten grenzenden Theil. Hier liegen:

Syrien, Phönicien, Palästina,	}	Soria, oder Soristan

das dreifache Arabien von diesen südlich herab.

In Syrien durchstreifen die hohen, von ewigem Schnee bedeckten Gebirge der Libanon und Antilibanon berühmt durch vortrefliche Cedern, die Küste des mitteländischen Meers. Weite, fruchtbare von Bächen und Flüssen lustig durchschnittene Ebenen dehnen sich hinter diesen Gebirgen aus, deren größte Bocca genannt, vielleicht das alte Cölesyrien war (das tiefe Syrien). Im Osten thürmen sich unfruchtbare Felsen auf, hinter denen sich das wieder blühende Land in des wüsten Arabiens Ebenen verliert. Kurz ist der Winter hier, kaum anderthalben Monat lang, reizend der Frühling, versengend aber der Sommer, bis der Herbst mit seinem Regen das verschmachtete Leben wieder erfrischt. Heuschrecken, die oft in ungeheuern Schwärmen hier ziehen, sind eine Lieblingsspeise der Einwohner.

Ein nicht unfruchtbares Felsenland ist Palästina, an gutem Getraide, schönem Obst, Oel und Baumwolle reich, von gemäßigter und gesunder Luft.

Die große Halbinsel Arabiens wird gegen Mittag durch den indischen Ocean, gegen Morgen durch den persischen, gegen Abend durch das rothe Meer, den arabischen Meerbusen, begrenzt, während Felsen und Sandwüsten seine nördliche Seite beschützen. Das steinige Arabien grenzt durch Aegypten an Afrika, durch Palästina an Asien und ist eine Wüste wie das wüste Arabien, das an den Euphrat und Irak Arabe stößt. Das glückliche Arabien (Yemen), welches in den Städten Mekka und Medina die Heiligthümer der Moslemin enthält, hat, ungeachtet es auch von Felsen und Sandwüsten nicht leer ist, an blühenden Gegenden, den schönsten Früchten solchen Ueberfluß, daß man schon oft dieses Land zu den Paradiesen der Erde gezählt hat.

Jenseits des Persischen Meerbusens, östlich von Arabien, zwischen dem Araxes und Tigris auf einer, und dem Indus auf der andern Seite liegt eine Länderreihe, die man unter dem allgemeinen Namen von Persien ehedem zu befassen pflegte. Darunter gehören:

Ei=

Eigentliches Persien	—	Fars oder Farsistan.
Susiana	—	Khusistan.
Parthien	—	Irak Agemi.
Media Atropatene	—	Schwirran od. Servan.
Groß-Medien	—	Aderbigian.
Hyrkanien	—	Kilan, Tabaristan und Masanderan.
Baktrien Arien oder Ariana	}	Korasan.
Paropamisus	—	Sablustan.
Drangiana	—	Sigistan.
Arachosien	—	Kandahar.
Gedrosien	—	Makran oder Mekran.
Carmanien	—	Kirman und Larestan.

Gebirgig und kalt sind die nördlichen Gegenden, der Winter sehr streng, die Gebirge mit ewigem Schnee bedeckt. Gesund und schön ist des Landes mittlerer Theil, voll blühender Gegenden, die mit allen Südfrüchten prangen. Freigebig war die Natur an Reis, Getreide, Obst, Manna, Wein. Die Bergwerke lie-

fern Kupfer, Eisen und Blei; merkwürdig sind die Türkisgruben. Weite Felder sind mit Alaun bedeckt, und in den Gegenden am Kaspischen Meer giebts viele Naphtaquellen. Pferde, Esel und Maulthiere sind hier gut. Man theilt übrigens das Land in Ost- und West-Persien ein, zwischen denen die große Salzwüste, die, der südlichen Spitze des Kaspischen Meers gegenüber, von Comes hinter Kirman bis Makran sich erstreckt, die Grenze zieht.

Wir kommen nach Indien, dem schönsten Lande der Welt.

Diesseitige Halbinsel India intra Gangem,	Indostan, diesseits des Ganges.	Decan. Carnata. Golkonda. Küste Malabar. — Koromandel.
Jenseitige Halbinsel, India extra Gangem,		Azem. Arrakan. Pegu. Siam. Malakka. Laos.

Sinarum terra — Cochinchina.

Den Alten unbekannte Länder,	}	China. Japan. Corea.

„In Indien findet man alles, was Menschen schätzen und lieben: *) Edelsteine und Perlen, Feld- und Gartenfrüchte in der vollkommensten Schönheit und im größten Ueberfluß; Weitzen, Gerste, von der vortreflichsten Art; edle Baumfrüchte jeder Gattung, Pomeranzen, Granatäpfel, Ananas, Bananas, Kokosnüsse, Gewürze, Specereien und alle andre Geschenke der Natur. Unter den großen Banianbäumen, als so viel einzelnen Wäldern, können Tausende, gedeckt von ihren beschattenden Zweigen, ruhn. Blüthen und Früchte wechseln das ganze Jahr. Kurz: die Erde ist ergiebig, die Natur schön, der Himmel mild, die Luft gesund. Das Sprichwort sagt: der Araber nimmt Opium und träumt von Indien. Betriebsamkeit und Kunst, Fleiß der Einwohner

*) Kants physische Geographie von K. G. Schelle. Bd. 2. S. 83.

ner haben die Baumwollenstaude zu einem der wichtigsten Erzeugnisse emporgebracht. Ihre daraus verfertigten Zeuge machen den Hauptzweig des Indischen Großhandels, werden aber, weil sie die asiatischen und morgenländischen Fürsten mit den theuersten Preisen bezahlen, wie die schönsten Edelsteine und Perlen, nicht nach Europa verführt. Golkandas' Demantgruben sind vorzüglich berühmt. So wie daher eine Nation mit den Indischen Produkten bekannt ward, wollte sie sich derselben nicht wieder entbrechen. Immer war deshalb der Indische Handel der Großhandel der Welt, das allgemeine Band, welches alle Nationen verknüpfte, und er hatte immer Aufklärung und Kenntnisse in seinem Gefolg. Seine Theilnehmer sahen sich durch ihn mit Reichthümern überhäuft, und immer machte sein Weg zu Lande oder zu Wasser Epoche in der Geschichte der Welt. Aus Dörfern und Fischerhütten gingen auf seinen Straßen weltbeherrschende Städte hervor, und sie sanken von ihrer stolzen Höhe herab, so wie der Indische Handel durch andre Kanäle gieng.

Genealogie der ersten Reiche.

Wer von allen diesen Reichen und Staaten hört, wird nicht glauben, daß sie in der ältesten Zeit schon von dem Umfang, der Einrichtung, als jetzt, gewesen. Von kleinem Stamm an wuchs allmählig die Macht und Größe der Reiche. Die einzige Urkunde, die wir darüber besitzen, liefert folgende ethnographische Stammtafel der Söhne und Nachkommen Noachs.*)

Schem, Cham, Jephet waren Noachs Söhne. Diese erhielten nach der Fluth Nachkommenschaft.

Die Abkömmlinge von Jephet sind:

Gomer, (Cimbrer, Celten.)

Magog, (Scythen.)

Ma-

*) Genes. 9, 1. S. K. D. Ilgens Urkunden des Jerusalemischen Tempelarchivs Bd. 1. S. 73. fgg. ein Werk von seltnem Scharfsinn und tiefer Gelehrsamkeit.

Madai, (Meder.)
Javan, (Jonier.)
Thûbal, (Tibarener.)
Meschech, (Moscher.)
Tiras, (Thracier.)

Die Abkömmlinge von Gomer sind:

Aschkenas, (Askanier am Aschkanischen See, Bithynier.)
Riphat, (die Bewohner der Riphäischen Gebirge, d. i. um den Uraltag und den Donstrom.)
Togarma, (Armenien.)

Die Abkömmlinge von Javan sind:

Elischah, (Hellas, Hellenen, Griechen.)
Tarschisch, (Tartessus in Spanien.)
Kittin, (Lateiner.)
Dedanim, (Dedoner im Epirus.

Von diesen sind die entferntesten Länder bevölkert worden, deren jedes seine eigne Sprache hat. Dies sind die Abkömmlinge von Jephet

phet nach ihren verschiedenen Stämmen Sprachen, Ländern und Nationen.

Die Abkömmlinge von Cham sind:

Kusch, (Kuschäer am arabischen Meerbusen, und Aethiopen in Afrika.)

Mizraim, (Egypten.)

Phuth, (Marokko.)

Kanaan, (Phönicier am arabischen Meerbusen.)

Die Abkömmlinge von Kusch sind:

Seba, (Meroe in Egypten.)

Chavilah, (Chaulan im glücklichen Arabien.)

Sabtah, (Saphta im glücklichen Arabien)

Ramah, (Regma am Persischen Meerbusen.)

Sabtka, (Bakuak.)

Die Abkömmlinge von Ramah sind:

Scheba, (Schibam in dem glückl. Arabien.)

Dedan, (Daden, eine Insel im Pers. Meerbusen.)

Kusch hatte unter seinen Nachkommen auch den Nimrod (reißend, ungestüm); dieser war der erste Mächtige auf Erden. Er war durch Jehovahs Begünstigung stark in der Jagd; daher man zu sagen pflegt: stark in der Jagd durch Jehovahs Begünstigung, wie Nimrod. Der Anfang seiner Herrschaft war Babel (Babylon), Erech (Edessa), Akkad (Nesibis), Kalneh (Ktesiphon) im Lande Schürran. Von diesem Lande (Mesopotamien) gieng er hernach weiter nach Aschschur, (Assyrien) und erbaute Nieveh, Rechobot Ir (vielleicht Virtha Ptol.), d. i. die große Stadt, Kelach (Chetro jenseits des Tigris), Resen (Resin) zwischen Ninveh und Kelach.

Die Abkömmlinge von Mizraim (Egypten) sind die:

Ludim, (Lydier.)
Anamim, (Aenam, oder Genam in Palästina.)

Leha-

Lehabim, (Libyer.)
Naphtuchim, (Nephthys, eine Wüste zwischen Asien und Egypten.)
Patrusim, (der Nemos Phaturites in Egypten.)
Kasluchim, (die Bewohner der Gegend um den Berg Casius zwischen Gazza und Pelusium.)
Kaphtorim, (Kyprier.)
von welchen abstammen die
Phlistim, (Palästiner.)

Von Kanaan stammen ab:
Zidon, (Sidon.)
Chet, (Chetiter bei Hebron.)
Die Jebusiter, (in Jerusalem.)
Amoriter, (jenseit des Jordans; später diesseits bei Hebron und Engedi.)
Girgaschiter, (am Jordan westlich.)
Chivviter, (am Hermon und Antilibanus.)

Arki=

Arkiter, (am Fuß des Libanus 2½ teutsche Meile von Tripolis.)

Siniter, (am Libanus.)

Arvaditer, (die Insel Aradus am Ausfluß des Eleutherus in Phönicien.)

Zemariter, (Simyra, Sumra.)

Chamatiter, (Chamet am Orontes, Epiphania.)

Nach und nach breiteten sich die Kananitischen Stämme so weit aus, daß ihre Besitzungen von Zidon bis Gerar und Assah (Gazza oder Gazzat), von da nach Sedom, Amorah, Admah, Zeboim, Lascha (Kallirhoe) sich erstreckten. Dies sind die Abkömmlinge von Cham nach ihren verschiedenen Stämmen, Sprachen, Ländern und Nationen.

Die Abkömmlinge von Schem sind:

Elam, (Elamiter zwischen Susiana und Medien.)

Aschschur, (Assyrier.)

Arphaksad, (Grenznachbarn der Chaldäer, Arrapachitis Ptol.)

Lud, (Lydia im steinigten Arabien, Ptol.)

Aram, (Syrien.)

Arams Abkömmlinge sind:

Uz, (Gauth, Gautha, eine Ebene um Damask.)

Chul, (Cölesyrien.)

Gether, (am Fluß Kentrites, an Armeniens Grenze.)

Masch, (am Berge Masius, nach Norden von Nesibis.)

Arphaksads Sohn hieß Kainan; Kainans Sohn Schelach; Schelachs Sohn Eber. Eber hatte zwei Söhne; einer hieß Pheleg (Theilung), weil zu seiner Zeit die Erde vertheilt wurde; der andere hieß Jokthan (wachsam, klug, vorsichtig; oder klein, verringert.)

Von Jokthan (Kaditan in Yemen) stammt ab:

Almodad,	(Modiana am Arabischen Meerb.)
Scheleph,	(Salopener in der Nachbarschaft von Kern Etmanasil, östlich von Mekka.)
Chazarmavet,	(Hàtramaut.)
Jerach,	(GebelElkamar, Mondsberg, neben Hatramaut.)
Hadoram,	(Hadrama.)
Usal,	(Sanaa, eine Hauptstadt in Yemen.)
Diklah,	(verm. am Tigris nach dem Pers. Meerb. hin.)
Obal,	(viell. Obolla, Ubile, unweit Bosra.)
Abimael,	(viell. Mariaba.)
Scheba,	(Saba, Sabäer in Arabien.)
Ophir,	(Debä, Goldwäscher in Arabien.)
Chavilah,	(Chaulam in Arabien.)
Jobab,	(Jobabiter Ptol. um Sagran herum.)

Dies

Dies sind lauter Abkömmlinge von Jokthan. Sie wohnen von Mescha (Mesene bei Bosra um die Mündung des Tigris und Euphrat) bis nach Sephar (Tehama in Arabien) in den gegen Morgen liegenden gebirgigen Gegenden. Dies sind die Abkömmlinge von Schem nach ihren verschiedenen Stämmen, Sprachen, Ländern und Nationen.

Dies sind die Stämme der Söhne Noachs, nach ihrer Abkunft in verschiedenen Nationen; von ihnen verbreiteten sich die Völkerschaften auf der Erde nach der Fluth.

Wäre dieses Geschlechtsregister der Abstammung der Nationen auch verständlicher, als es ist; so erhalten wir dennoch in der Namenreihe keine vollständige Charte der alten Völkerwanderung. Erhielten wir sie aber; wie gegründet ist sie? Nicht nur sind die aufgestellten Fakta auf Etymologie gebaut, sondern tragen häufig auch das Gepräg der Fabel, wiewohl mit dem Schein dokumentirter Geschichte. Demungeachtet

achtet bleibt es in mehrfacher Hinsicht merkwürdig.

I. Anschaulich wird uns das rastlose Drängen und Treiben der jungen Welt, wo immer neue Stämme in immer neue Gegenden uns führen. Familienstämme der aus einander gehenden Welt mußten uns die Erde zur Landcharte zeichnen.

II. Wo Stämme sich ansiedelten, erhielt die Gegend von dem Führer der wandernden Horde, dem Vater des Stammes, den Namen. Auf die Gegend, welche der Name des Führers bezeichnete, glaubte die Horde ein Recht zu haben; sie war dort Kolonie geworden.

III. Zwar stand die ganze Welt den Wandernden offen, allein verwandte Stämme nahmen auf ihren Zügen gewisse Richtungen.

Die Schemiten breiteten sich nach Mesopotamien, Arabien, Syrien aus, während die Chamiten sich nach den heißeren Ländern des Südens, nach Afrika, einem andern Theil von Arabien und nach Kleinasien zogen. Die Jephetiten strichen nordwärts über die

Ge-

Gebirge, nach Armenien, Thracien, in die Gegenden des schwarzen Meers bis Kleinasien herunter. Schem bevölkerte Asien, Cham Afrika, Jephet Europa, wie man gewöhnlich sagt. Gewiß ist, daß Mittel- und Süd-Asien, China, Nordäthiopien, Aegypten frühzeitig bevölkert waren; von hieraus strömte die Völkerfluth nach den asiatischen Küsten des mittelländischen Meeres, Kleinasien, Griechenland, Italien. Früher vielleicht war der Norden Asiens und Europens bevölkert, und von da zogen Horden nach Westen und Süden herab.

IV. Die Gegenden, welche wandernden Hauptstämmen auf ihrem Striche, ihrer Zuglinie, lagen, glaubten sie sich gegeben. Drängten sich andere Stämme ein; so setzten sie sich der Austreibung aus: „das älteste Völkerrecht — sagt Herder *), — das auf solchen Sagen des Ursprungs und ursprünglichen Vorrechten beruhte, wollte es einmal nicht anders.“ Darum glaubten die Israeliten ein

so

*) Geist der hebr. Poes. I, 322.

so gegründetes Recht auf Kanaan (Phönicien) zu haben.

V. Je verbreiteter nach verschiedenen Gegenden hin, desto verschiedener mußten die Menschen werden an Sprache und Denkart, Sitten und Religion, Körper und Geist. Diese Verschiedenheiten erst constituirten eigentliche Völker.

VI. Nichts verband, nichts trennte die Völker mehr, als Sprache, dies schöne Medium der leichteren Mittheilbarkeit. Die Kindheit der Welt reichte mit einer aus, die Jugend bedurfte nur weniger; daher dort Familien-Einigkeit, hier nur leichter Zwist. Je mehrere Sprachen, desto mehr Völker und Völkerdränger: tief zum Herzen redet nur die väterliche Sprache.

Verschiedenheit des Klima, der Lebensart, der Sprachorgane, brachten erst neue Mundarten (Dialekte); weite Entfernung und neue Gegenstände neue Worte; neue Kenntnisse neue Art sie zu bezeichnen hervor; hier nahm die

Ausbildung der Sprache zu, dort ab: so gieng am Ende die Verwandschaft mit der Ursprache ganz verloren. Völker wurden sich entfremdet.

VII. Verwandschaft der Sprachen aber läßt auf Verwandschaft der Abstammung schließen.

„Vom mittelländischen Meer an — sagt Schlözer *) — bis zum Euphrat hinein, und von Mesopotamien bis nach Arabien hinunter, herrschte bekanntlich nur Eine Sprache. Also Syrer, Babylonier, Hebräer und Araber waren Ein Volk. Auch Phönicier (Chamiten) redeten diese Sprache, die ich die Schemitische nennen möchte; sie hatten aber solche erst auf der Grenze gelernt. Und von Babylon her drängte sich solche in das nördlichere Assyrien ein. (Gen. X. 11.)"

„Nun nordwärts über, — und ostwärts hinter diesem Schemitischen Sprach- und Völkerbezirke fängt ein zweiter an: ich will ihn mit Moseh und Leibnitz den Jephetischen nennen. Dahin gehören also, geographisch zu urtheilen,

Arme-

*) Repert. f. bibl. und morgenl. Liter. VIII, 161.

Armenier, Meder, Dilemiten, Perser, Chaldäer und Kurden. Nun, sollten alle diese, in Einem Striche wohnende Völker, deren Sprachen von den Schemitischen gänzlich abgehen, nicht unter sich Eine Sprache geredet haben, die im Wesen so ähnlich wie syrisch und arabisch, und also bloß in Dialekten verschieden gewesen? d. i. sollten alle diese Völker nicht zunächst verwandte Völker gewesen seyn?“

„Höher oben nach Norden hinauf, wo die Verschiedenheit des Bodens und Klimas andre Bedürfnisse machte, folglich andre Nahrungsarten erzwang, folglich in den Menschenkehlen neue Organisationen schuf, mag diese Jephetische Sprache Enkelinnen bekommen haben, die ihren Cousinen im Süden ganz unähnlich wurden. Zwischen diesen beiden Hauptmüttern, der Schemitischen und Jephetischen, lagen die Armenier in der Mitte: ein Zwittervolk, dessen Mischung aus mehreren Völkern schon andre bemerkt haben.

„In

„In ganz Vorder-Asien wären also nur 2 Hauptsprachen und 2 Hauptvölker: alle müßten zu einem oder dem andern gehören, und die zwischenliegenden würden Blendlinge seyn. — Weit über diese hinaus fangen neue Sprach- und Volksbezirke an, noch größer wie die vorigen und meist jetzo noch so kenntlich, daß man auf der Charte ihre Grenzen mit Linien bezeichnen kann: Z. E. vom kaspischen Meere an Türken, dann Mongolen, dann Mandschu oder Tungusen. Von allen diesen hat Moseh in seiner ethnographischen Tabelle nichts; vielleicht waren es meist vorsündfluthige Völker: aber was er von den ihm bekannt gewordenen sagt, hat ein System zum Grunde, das an sich ganz natürlich ist, und mit den Bruchstücken der übrigen ältesten Weltgeschichte vortreflich harmonirt.“

Leichter aber findet man vielleicht die Wahrheit aus, wenn man weiß, daß die Mosaischen Urkunden Werke verschiedner Verfasser sind, die zu verschiednen Zeiten, aus verschiednen

Absichten schrieben, und verschiedne Traditionen befolgten. Merkwürdig ist Ilgens Aeußerung: „Diese Stammtafel ist nicht chronologisch, sondern ethnographisch abgefaßt. Der Verfasser derselben hält nur da streng auf Chronologie, wo es seine Stammväter und die Semitische Linie betrift; bei diesen hatte er wohl auch die sichersten und besten Nachrichten vor sich. Bei fremden Völkern, oder solchen, die nur mit seinem Stamme verwandt waren, wollte er vielleicht nicht nur nicht chronologisch seyn, sondern konnte auch nicht, weil ihm die dazu unentbehrlichen Nachrichten mangelten. Da nun in dieser Stammtafel die Semiter nur einen Theil eines größern Ganzen ausmachen, und er die übrigen zwei Theile bloß ethnographisch abfassen konnte, so faßte er auch den dritten der Gleichförmigkeit wegen bloß ethnographisch ab, und widmete lieber der Semitischen Linie, die ihm am wichtigsten war, und um derenwillen er das ganze Werk unternommen hatte, eine eigne chronologisch eingerichtete Urkunde." (Gen. XI. 10—25.)

Alles dies zusammen genommen erhalten wir ziemliches Licht.

I. Von Tibet an bis nach Hindostan und China herrschen Sprachen mit einsylbigen Wörtern, unstreitig die ältesten. Von hier giengen sie auch aus, haben sich aber nur hier erhalten, wegen der Abgeschiedenheit von dem Völkerverkehr. Tiebetaner, Hindostaner, Chineser sind vorsündfluthige Völker.

II. Die Noachitische Fluth betraf bloß Süd-Asiens westlicheren Theil. Von Armenien aus gieng für diesen Theil durch Noachiten eine neue Bevölkerung an. Jenseits der Gebirge gab es wieder vorsündfluthige Völker, denn auch dort herrschen ganz verschiedene Sprachen.

III. Nur den Theil, welchen Semiten und Chamiten gemeinschaftlich besetzten, kannte also eigentlich der Urheber des ethnographischen Dokuments; nur von Semiten aber erzählt der Semite richtig. Verdächtig wird sein Urtheil, wo er nicht von Semiten erzählt; ein gewisser Nationalhaß leuchtet aus allem hervor, was er

von den Chamiten, von Cham selbst, dem Kuschiten Nimrod den Kananäern überhaupt berichtet.

IV. Indeß da beide doch nachbarlich wohnten, *) konnte er von den sogenannten chamitischen Völkern in diesem Striche genauere Kunde haben, da hergegen vielleicht ein Nationalstolz die übrigen Völkernamen einer Genealogie des eignen Stammes nur anpaßte, so wie über die Chamiten vielleicht Nationalhaß ein Märchen ersann (Noachs Fluch auf Kanaan.)

V.

*) Ob sie verwandte Linien waren, bleibt immer noch die Frage. Bekanntlich haben sich die Phönicier, die erst am rothen Meer wohnten, allmählig nur höher hinauf gezogen und die Küsten des mittelländischen Meeres bepflanzt. — „Die Chamitischen und Semitischen Stämme scheinen sich so wie in Sitten, der Religion, der Denkart, der politischen Einrichtung, so auch in der Sprache völlig von einander zu sondern.“ S. Herder Geist der Hebr. Poes. I, 317. Es könnte also wohl seyn, daß wir in Afrika noch einen dritten vorsündfluthigen Menschenstamm fänden, besonders wenn sich nicht erweisen ließe, daß die älteste Sprache Egyptens und die hebräische Schwestern gewesen.

V. Wie dem aber sey, wir verlieren die vorsündfluthigen Völker, die erwähnten Jephetiten und die nicht erwähnten Hindu's, Chinesen, völlig aus dem Gesicht, und nur der Raum der großen Fluth wird der Schauplatz für das erste Treiben der Völker, wie der Fuß der tibetanischen Gebirge es einst für das erste Treiben der Menschen war. Schemiten und Chamiten sind es, die wir zuerst als Völkerschaften, in Reiche vereinigt, Staaten bildend, bald in Wechselwirkung, bald im Kampfe, jetzt um den Boden, jetzt um Herrschaft ringend erblicken. Der Mensch ist der Freigelaßne der Natur; im Selbsterwerb seines Habens und Seyns besteht sein Vorzug. Was er wird, wird er also durch sich, und die Geschichte mag uns zeigen, was und wie er geworden ist.

Groß-Assyrisches Reich.

Im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert hören wir von Babylonien, Assyrien, Baktrien, Arabien, Aegypten, Phönicien, Syrien und a. m. als Reichen. Wann sie gegründet ist ungewiß. Das nur hören wir von den beiden ersten, jenes habe der Chamit Nimrod, dieses der Semit Aschschur gestiftet. Im Verfolg der Zeit wurde aus Babylonien, Assyrien, Medien und Baktrien ein einziges Reich, unter dem Namen von Großassyrien als das mächtigste der ältesten Welt bekannt, bis ins 875ste Jahr vor Christus dauernd.

Babylonien war eine fast unglaublich fruchtbare Ebene an den Mündungen des Euphrat, über der sich ein immer reiner Himmel wölb-

wölbte. Durch alljährige Ueberschwemmungen seines Flusses gewässert, wucherte das Land mit Triften und Getreide, erzeugte Palmen, Cypressen, Weiden und Sesam im Ueberfluß. Das trockne Klima nöthigte den Menschen zu Kunstfleiß, denn durch Deiche, Kanäle, Wasserräder mußte seine Hand nachhelfen. Der Boden lohnte seine Mühe; Wohlstand, den des Landes Lage noch erhöhte, war der Preis. In der Nachbarschaft des persischen Meerbusens, in der Mitte zwischen dem Indus und dem mittelländischen Meere, war es von der Natur höchst begünstigt, und schien zum Hauptsitz des asiatischen Völkerverkehrs bestimmt. Kein Wunder daher, wenn des Landes Bewohner zu den kultivirtesten des frühsten Alterthums gehören. — Haupstadt: Babylon.

Oft wird Babylonien Mesopotamien, (worin Sinear, Singar) auch Chaldäa genannt. Die ersteren sind nur nachbarliche Landschaften; Chaldäa wurde Babylonien erst genannt, als Chaldäer, diese asiatischen Normannen, es erobert hatten.

Nicht

Nicht minder als Babylonien war von der Natur Assyrien, dessen Fluren der schnelle Tigris durchströmte, gesegnet. Das Klima des Landes war das mildeste, stets gemäßigt die Wärme, immer rein der Himmel, lachend die Erde und grenzenlos fruchtbar. Den schiffbaren Tigris benutzten die Einwohner nicht. Zum Handel nicht gelegen, näher aber den kriegerischen Völkern der umgebenden Gebirge, entfernte das Land lange die Weichlichkeit, und zeichnete seine Söhne durch den kriegerischen Muth aus, der einst die nachbarlichen Babylonier sich unterwerfen sollte. Hauptstadt Ninive. Andre Städte: Arbela, Opis.

Eins der kriegerischen Länder in Assyriens Nähe war das gebirgige Medien (jetzt Absurbidschan.) Minder schön und fruchtbar, als jene, bildete das Bergland in seinem nördlichen Theil (Atropatene) härtere Stämme, rauhe Männer, in denen der Geist des Muthes und der Freiheit lebte, und die, so oft sie in das Blachfeld niederstiegen, ihr Recht auf

das=

dasselbe mit ihren Waffen bewiesen. Oft stiegen Krieger aus diesen Bergen herab und schrieben Asien Gesetze vor. Eben aber und fruchtbar ist des Landes südlicher Theil, der sich durch seine Naphtaquellen und seine Pferdezucht auszeichnet. Die Hauptstadt hieß Ekbatana, und man vermuthet, daß jetzt die kleine Stadt Hamdân auf deren Trümmern errichtet sey. In der Sommerhitze machte das gemäßigte Klima den Aufenthalt dort höchst angenehm.

Naphtaquellen gab es aber auch in Babylonien und Assyrien, und nicht unbemerkt darf dies Naturerzeugniß bleiben. Gleich Berg- oder Steinöl floß dies Erdharz, das man an des Euphrats Ufern schöpfen konnte. Getrocknet bediente man sich seiner zum Brennmaterial, die Maurer brauchten es statt Kitt, um Steine damit zu verbinden. Einen ganzen Tag lang konnte man schöpfen, ohne Abnahme zu spüren.

Ein reiches, fruchtbares, glückliches Land am südlichen Ufer des goldreichen Oxus war Bak-

trien (Korasan), das große Heere ins Feld stellen konnte. Seine Lage in der Nähe Indiens, sein ins Kaspische Meer auslaufender Fluß machte es zu einem der ersten Stapelplätze der indischen Waaren. Die Hauptstadt: Baktra.

Diese vier Länder machten Groß-Assyrien aus. Doch wird öfter auch dieser Name in noch weiterm Sinne gebraucht, so daß es nordwestlich alle Länder bis an das schwarze Meer, westlich Syrien, südlich Persien mit den umliegenden Provinzen in sich befaßt. Der Grund hievon muß sich zeigen, wenn wir untersuchen, was in diesem großen Reiche denkwürdiges geschah, welche ausgezeichnete Menschen darin lebten und wirkten, wie es zu seiner Macht und Ausdehnung gedieh.

Oannes.

Babyloniens älteste Bewohner schildert Berossus als ein Nomadenvolk, das, in Stämme getheilt, mit Viehzucht sich beschäftigte, und Krieg nur mit den wilden Thieren führte, welche die schönen Ebenen am Euphrat gefährlich machten. Andre Kenntnisse und eigentliche Gesetze waren ihnen fremd, bis Oannes, ein Fremdling, unter ihnen erschien, sie belehrte und bildete.

Dieser Oannes war ein Amphibium, ein Menschenfisch. Zwei Köpfe hatte er, einen Menschen- und darüber einen Fisch-Kopf. Nur der Menschenkopf gab Töne von sich, Töne voll Zaubers der Beredsamkeit. Nachts zog sich das Amphibium in das Meer, sein Element, zurück, am Tage stiegs ans Land, und weilte bei den Wilden, die es unterrichtete, zum ge-

sellschaftlichen Leben erzog, zur Vernunft erweckte. Es lehrte sie den Saamen der Erde zu vertrauen, führte das Eigenthum ein, band sie durch gesellschaftlichen Vertrag an einander, versammelte sie in Städte, baute ihnen Tempel, gab ihnen ein Gesetzbuch. Was Wunder, wenn dieser Oannes, mit seiner siegenden Geisteskraft von jenen Wilden, ein Cook der Erste, für ein Wesen höherer Abkunft gehalten wurde!

Wahrscheinlich war er ein Seefahrer aus einem fremden Land, und als solcher den Nomaden eine wundervolle Erscheinung. Gewohnt auf zwei Elementen zu leben, stieg er Nachts in sein Fahrzeug, am Tage wieder ans Land. Trug er eine, dem Fischkopf ähnliche Bedeckung auf seinem Haupte; so schien er zwei Köpfe zu haben, und der Seemann ward für ein Amphibium gehalten. Die Erzählung von ihm ist ganz der Vorstellungsart der ungebildeten Vorwelt gemäß, und wer die Geneigtheit des dankbaren Alterthums bedenkt, die Erfinder nützlicher Künste, die Stifter wohlthätiger

ger Einrichtungen für Götter zu halten, und göttlich zu verehren; dem verschwindet alles Mährchenhafte, worein dieser Oannes bei seinem ersten Erscheinen gehüllt ist.

Ein Wunderbares indeß bleibt immer. Woher kam er, dieser Oannes? Sein Erscheinen auf einem Schiffe, seine Einsichten, seine Veranstaltungen kündigen einen Mann aus einer Nation an, die schon hohe Stufen in der Kultur erstieg. Wo war sie, diese Nation? Die Geschichte schweigt, und wer kann hoffen, das Dunkel um diese Begebenheiten zu zerstreuen.

Nur Muthmaßungen lassen sich, nicht ohne Grund, daraus ziehen, und manche falsche Vorstellung berichtigen.

Was heißt es, dieser, jener stiftete ein Reich, gründete einen Staat? Heißt es: alle Bewohner desselben waren seine Nachkommen, und diese verband er zusammen durch Vertrag und Gesetz? Das nicht, sondern: Menschen lebten schon zusammen, hier in kleineren, dort in größern Orten, diese Menschen, diese Oer-

ter aber giengen sich nichts an. Ein Verschmitzter oder Kühner kam, machte Ort nach Ort von sich abhängig, und führte in allen eine gemeinsame, seine Regierung ein. So stiftete Nimrod das babylonische, Assur das Assyrische Reich, die Menschen und Orte fanden sie schon vor.

Wo die Geschichte von Babylonien anhebt, da finden wir dasselbe schon festvereint durch Gesetze, geschützt von Heeren, blühend durch Industrie, gebildet durch Wissenschaften und Künste. Beweises gnug, daß wir von der Geschichte der eigentlichen Begründung des Reichs nichts wissen.

Babyloniens erste Regentenliste.

Bedarf's indeß noch andern Beweises, so mangelt's auch an diesem nicht. Die Geschichte hat eine Reihe Namen von Babyloniens ersten Regenten aufbewahrt, von deren Thaten sie schweigt. Sie heißen:

Aloros.
Alasparos.
Amelon.
Amenon. (Unter diesem kam Oannes ins Land —?)
Metalaros.
Daonos.
Eredorachos.
Amphis.
Oriartes.
Xixuthros.

Die Regierung des Letzten ist durch eine Naturbegenheit ausgezeichnet, durch eine große Wasserfluth, deren es im Kindesalter der Erde viele muß gegeben haben.

Mit Recht bemerkt indeß Schlözer, bei einer ähnlichen Reihe thatenloser Namen: „daß alle diese Monarchen Taugenichtse gewesen, folgt nicht; oft ist die Geschichte der Länder am ärmsten, wenn ihr Flor und ihre Ruhe aufs Höchste gestiegen ist."

Auch

Auch zeigt die Folge, daß diese Regenten nicht ganz unthätig können gewesen seyn. Denn höhere Annehmlichkeit des Beisammenlebens durch erhöhte Kultur des Landes, und Sicherheit durch Gesetze und Verfassung scheint oder ist ihr Werk.

Viele Gegenden scheint es, konnten dann nur wohnbar werden, wenn vereinte Menschenkraft durch fortgesetzten Fleiß Flüsse und Seen bald austrocknete, bald durch Kanäle herbeileitete. Gemeinschaftliche Brunnen mußten gegraben, Sümpfe in urbares Land verwandelt, Wälder ausgerottet, Wüsten mit Pflanzungen besetzt, Thiere gezähmt oder herbeigeführt werden. Daß die meisten Regenten der Urwelt mit diesen Angelegenheiten vorzüglich sich beschäftigten, bezeugt die Geschichte, und der Zustand, worin wir späterhin Babylonien finden, läßt schließen, auch die genannten Regenten seyen in diesen Stücken nicht müssig gewesen.

Eingerißne Unordnung nöthigte zu Gesetzen. Nothwendigkett, begangene Verbrechen,

selten die Vorsicht gab ihnen ihren Ursprung, und so wurden Verordnungen über das Eigenthum, über häusliche Verbindung, gottesdienstliche Gebräuche und Strafgesetze eingeführt, vielleicht ein neuer Gegenstand für die Aufmerksamkeit jener Regenten.

Freilich steigt des Eigenthums rechter Ursprung bis zum Ursprung der Gesellschaften selbst hinauf, denn von dem Augenblick, wo sich Familien vereinigten, fand auch ein Unterschied zwischen Mein und Dein statt: allein dies Recht war weder so fest begründet, noch so weniger Gefahr ausgesetzt als seit Einrichtung bürgerlicher Verfassungen. Hier fodert die Nothwendigkeit feste Ordnung in dieser Angelegenheit, um jedem des Besitzthums ruhigen Genuß zu sichern. Daraus entsprang das bürgerliche Recht, im Anfang freilich nur von kleinem Umfang, wie alles erst Entstehende.

Leicht größer mochte der Kodex der Strafgesetze seyn. Es ist der Menschheit größtes Unglück, daß nicht alle Menschen zur Gerech-

tigkeit gleich geneigt sind. Zwang muß daher der Bürger Ruhe sichern, und frühzeitig mußten Maasregeln ergriffen werden, jede Unternehmung des Ruhestörers im Keime zu ersticken, und durch gedrohte Strafe an der Furcht ein Gegengewicht für die Stärke der Leidenschaft zu geben. — Strafgesetze wurden gegeben, und zwar, je wilder, je unbändiger noch die Nation, desto strenger und härter die Gesetze.

Wie viel Gesetze aber auch vermögen, Sitten vermögen mehr, und der Regent versteht den eignen und des Volkes Vortheil nicht, der nicht hierauf sein Auge richtet. Dadurch kommt man der Gelegenheit zum Zwist zuvor, denn der Sinn für das Schickliche wird gebildet, und Gefühle werden eingeflößt, die Frieden und Einigkeit in und außer den Familien zu unterhalten geschickt sind. Kaum hat sich daher ein Volk aus der Rohheit empor gearbeitet, als wir Gebräuche bei ihm wahrnehmen, welche die sichersten Stützen aller bürgerlichen Verfassung sind. Besonders zwei: Gebräuche,

wel-

welche die Errichtung und Verfassung des häuslichen Beisammenlebens, und jene, welche die Feier des öffentlichen Gottesdienstes bestimmen. Wohl sahen die Gesetzgeber in diesen beiden Gebräuchen die kräftigsten Mittel in ihren Händen, die Staaten zu ordnen und zu lenken.

Von höchster Wichtigkeit war es, den Trieb, der die Geschlechter zusammen führt, durch ein Gesetz zu zügeln, Richtschnur und Ruhe in ihren Umgang zu bringen, den Kindern Erziehung und Unterhalt zu sichern. Zu diesem Behufe unterwarf man die Verbindung des Mannes mit dem Weibe gewissen Förmlichkeiten. Keins konnte nun nach Willkühr das Andre verlassen, und mit Aufhebung dieser Willkühr lernten Menschen sich einander fügen, wurden die Bande der Verwandschaft inniger und fester, so wie dem Staate durch sorgfältige Erziehung der Kinder die künftigen Bürger versichert, und der Gesellschaft festerer Bestand, allein durch Einigkeit möglich, gegeben wurden. Damit nichts diese Einigkeit störe, bedrohte das

Gesetz jeden, der den Bund der Ehe verletzte, die häusliche Ruhe störte, mit der härtesten Strafe.

Wenn mehr nicht, doch gewiß nicht weniger, als die Ehegesetze, trug die Einführung eines öffentlichen und feierlichen Gottesdienstes bei, Ordnung in die jungen Staaten einzuführen und darin zu befestigen. Religion ist freilich älter als alle bürgerliche Verfassung und findet unabhängig von jedem Gesellschaftsvertrage statt, allein die Politik fand für gut, auch sie in ihren Kreis zu ziehen, sey es, um ihn zu heiligen, oder nur zu sichern. Man ließ sich angelegen seyn, in einem öffentlichen und einförmigen Gottesdienste die Gelübde der einzelnen Glieder der Gesellschaft zu vereinigen, und hatte so ein neues Band, die Menschen näher an einander zu knüpfen.

Aus allen diesen Einrichtungen entsprangen nach und nach Gebräuche, ohne welche keine Gesellschaft gesittet wird, und keine gesittete Gesellschaft bestehen kann; jene Gebräuche, wel-

che man bei Eheverträgen, Erbschaften, Versprechungen, Contrakten, Kauf und Verkauf und jedem gerichtlichen Verkehr zu beobachten pflegt, und welche bei verschiednen Völkern sehr verschieden sind. Von den unsrigen weichen die im Alterthume so sehr ab, daß diese Abweichung besondre Bemerkung verdient.

Die Weiber wurden, — Sitte, die noch jetzt im ganzen Orient herrscht, — gekauft, sey es durch Dienste, welche der Bräutigam dem Vater leistete, sey's durch Geschenke, der Braut selbst gegeben. Babylonien hatte in diesem Punkt eine ganz eigne Sitte. Alljährlich versammelte man zweimal an einem bestimmten Orte alle heirathsfähigen Mädchen, wo die jungen Männer sie umdrängten. Der öffentliche Ausrufer bestimmte für jede Einzelne den Preis, und für die Schönste von allen zuerst. Begreiflich, daß diese, und die nächsten nach ihr zu hohen Preisen erhandelt wurden, indem die Reichen hier einander überboten. Diese Summe kam den Häßlichen zu Gute.

Heirathslustige Männer aus dem niedern Volk, sagt Herodot, bedürfen der schönen Gestalt nicht, deshalb erhalten sie Geld und häßliche Mädchen. So wie die Schönen alle feil geboten sind, ruft der Herold die häßlichste auf, zu sehen, ob sich auch zu ihr ein Käufer finde. Wer sie mit der kleinsten Summe nimmt, dem wird sie zugeschlagen, und durch das aus den Schönen gelößte Geld werden die Häßlichen beweibt. Keinem Freier aber war es erlaubt, die gekaufte Braut mit sich weg zu führen, bevor er nicht Bürgschaft geleistet, daß er sie heirathen wolle. That er das nicht, so war er gehalten, das Geld wieder herauszugeben. Ausdrücklich war es auch verboten, den Frauen hart zu begegnen, oder sie in fremdes Land zu führen.

Was die Theilung der Erbschaften betraf, diesen, in jeder Gesellschaft so wichtigen, Gegenstand; so scheint es, als habe hier der Besitzer unbedingte Macht gehabt. Doch behauptete der Erstgeborne in einer Familie fast durchgängig ein Vorrecht.

Wichtige Angelegenheiten der Gesellschaft, Kontrakte, Kauf und Verkauf, gerichtliche Ansprüche, Eigenthumsrecht und Ehre verlangen öffentliche Bekanntmachung, wodurch die Giltigkeit versichert werde. Hiezu werden Akten gemacht, Personen bevollmächtigt, sie in Empfang zu nehmen, Plätze errichtet, wo man sie niederlegt, um im Nothfall dort nachschlagen lassen zu können. Alles dies aber findet nicht statt, so lange man die Kunst nicht kennt, durch Schrift der Rede Dauer zu verleihen. Bloß durch Rede geschehen dann alle Verhandlungen und zur Bestätigung derselben macht man sie öffentlich und vor Zeugen. Gesetzen, welche doch im Andenken erhalten werden mußten, wußte man nicht besser Dauer zu verleihen, als daß man sie in Gesänge brachte, weil diese dem Gedächtniß sich nicht nur schneller, sondern auch tiefer einprägen.

Zum Ruhm der Babylonier darf man auch nicht vergessen, daß sie das erste Volk des Alterthums waren, welches Gesetzen und bür-

gerlichen Verhandlungen durch Schrift die Dauer versicherte.

Doch nicht genug, daß man Gesetze gab, man mußte sie auch zu vollziehen suchen. Verwaltung der Justitz ist Stütze des Bürgervereins.

Bedenkt man nun, wie viele Zeit und Mühe diese Einrichtungen erfodern, gesetzt auch, daß man nur einen kleinen Theil davon machte — wie langsam alles reift, wie jede Unternehmung nur allmählig zur höheren Vollkommenheit gedeiht, weil einmal Loos des Menschen ist, durch Fehler zu des Besseren Einsicht zu gelangen, durch oft mißlungene Versuche gehen zu lernen: nimmt man hinzu, daß immer neue Veranlassungen dringend mahnten, den Unbequemlichkeiten der früheren Einrichtungen abzuhelfen; so wird man wohl geneigt seyn, nicht über die genannten Regenten Babyloniens zu vorlaut abzusprechen. Wohl mancher derselben mochte gerecht und weise seyn, allein sein Ruhm drang nicht zu uns, weil seine friedlichen Thaten nicht schimmerten. Redet doch

über=

überhaupt die Geschichte weit mehr von denen, die die Welt zerfleischten, als von jenen, die sie in ihrem Kreis beglückten. Und hat sie späterhin den Namen solcher Edeln dankbarlich erhalten; so geschah's nur, weil die Menschheit die Geißel der Wütriche hart gefühlt hatte, und zu Vergleichungen fast gezwungen war.

Babyloniens zweite Regentenliste.
Chaldäer.

Nach der großen Fluth unter Xixuthros drangen in Babylonien Chaldäer ein, und 225 Jahre lang herrschte eine Dynastie chaldäischer Könige, deren erster Erechus hieß. Nach diesem Zeitraum drangen unter Mardokemrad Araber ins Land, und beherrschten es wieder 215 Jahre.

Gänzlich im Dunkeln liegt die Geschichte der Chaldäer, die doch im Alterthum so häufig genannt werden, und auch in Babylon eine so

bedeu-

bedeutende Rolle spielten. Schlözer unterscheidet der Chaldäer viererlei, in Babylon, von Abulfaradsch gewöhnlich Nabatäische genannt, im Süden, Osten und Norden von Armenien, in Chalybien am schwarzen Meer und in Tzanien. Die drei leztern werden als das kriegerischste Volk geschildert, die von der Armuth ihrer Berge zu Krieg, und späterhin sogar zu Kriegsdiensten bei fremden Völkern, gezwungen waren. Häufig stiegen sie von dem Gebirg herab, das platte Land zu plündern, das in ihrer Nähe, wegen Unsicherheit, lange Zeit unangebaut liegen blieb. Kurz diese Chaldäer waren räuberische Kurden; Barbaren in ihrer Denkart, ihren Sitten.

Chaldäer-Weisheit ist daher, nach Schlözer, unschicklich gesprochen. „Babylonier waren hochgelarte Leute: Chaldäer, wie Perser und Meder, scheinen immer Barbaren geblieben zu seyn; falls der Name Barbar für Völker, die zwar Bonsens und Tapferkeit, nur keine Schriftgelehrsamkeit besaßen, nicht zu unhöflich ist.“

Nun

Nun aber ist's doch sonderbar, daß eben die gelehrte Classe bei den Babyloniern ausschließlich den Namen der Chaldäer führte, welche, nach Diodors Bericht, gleich den ägyptischen Priestern, Natur und Sterne beobachteten, und der Gelehrsamkeit eigentliche Bewahrer wurden. Gehörte also vielleicht die Dynastie dieser chaldäischen Herrscher zum nabaläischen Stamme, und war dieser von jenen Stämmen unterschieden, wie am Wohnsitz, so an Geist und Sitten? Ist dieser Stamm vielleicht derselbe, von welchem Strabon Meldung thut? Er redet (B. XV.) von einem Stamm Chaldäer, die einen Distrikt von Babylonien anbauten, nachbarlich Arabien und dem Persischen Meerbusen. Kommen von diesem kultivirten Stamme etwa jene Herrscher über Babylonien und diese Gelehrten? Oder soll man mit Herder glaublich finden, daß die Zunft der Gelehrten, da sie ein Orden des Staats und eine Stiftung der Regenten war, von der Zeit an, da Chaldäer über Babylon herrschten, ihren Beherrschern damit schmeichelten, daß sie den Namen

ihrer

ihrer Nation trugen, und somit eine Art von Hofphilosophen wurden? In gleicher Hinsicht gab man unter späteren chaldäischen Beherrschern dem ganzen Babylonien den Namen Chaldäa. Das Wann weiß niemand, weder hier noch dort.

Sey nun jenes oder dieses wahr, und mögen sich Chaldäer als gelehrte Zunft jetzt oder später in Babylonien eingefunden haben; so ist gewiß, daß es Chaldäerweisheit in Babylonien gab, und wahrscheinlich genug, daß während der Regierung dieser chaldäischen und arabischen Dynastien schon der Grund dazu muß gelegt worden seyn. Ohne dieses, und ohne daß die Thaten der vorigen Regenten geschehen waren, könnten wir unmöglich, als Belus auf dem Thron von Babylon erschien, das Reich in der Verfassung, Wissenschaft und Kunst in dem Zustand finden, worin wir sie doch sehen.

Belus.

(Bel oder Baal.)

Zwar verliert sich auch noch die Geschichte dieses Wohlthäters der Nation in Dunkelheit, allein so wenig wir auch von ihr wissen, so reicht doch schon dies Wenige hin, um uns zu überzeugen, daß dieser Verschönerer der Hauptstadt Babylon ein an Geist und Herz gleich ausgezeichneter König war.

Noch hauchten um Babylon Moräste ihre schädlichen Dünste aus, als er den Thron bestieg, und manche Strecke des Landes war noch mit Meer bedeckt. Er aber kam, leitete die stehenden Wasser in Betten, um ihnen Abzug zu verschaffen, und rang dem Meere kraftvoll den Boden ab. Babylon, bisher von Ueberschwemmungen häufig verwüstet, ein unsich-

sichrer Aufenthalt seiner Bewohner in dieser gefährlichen Nähe des reißendes Stromes, umgab er mit Mauern, einem angestaunten Werk der damaligen Baukunst, und entriß dem Euphrat seine Beute. Aus Dankbarkeit für diese Wohlthat, sagt man, erhielt die Stadt den Namen nach ihm, und nicht ganz Unrecht hatte man, wenn man ihn für den eigentlichen Gründer derselben hielt.

Nicht aber auf die Hauptstadt bloß, wo der Nutzen der Wohlthat ihm selbst unmittelbar wucherte, erstreckte sich seine Sorgfalt, er dehnte seine Wohlthat auf das ganze übrige Land aus. Wo irgend in Babylonien Flüsse die Ebnen überschwemmten, ließ er ihnen Betten graben und setzte Deich und Damm; wo man irgend mit der Luft den Tod einathmete, ließ er die Sümpfe austrocknen; und ließ einen Kanal zwischen dem Tigris und Euphrat graben, um den Handel zwischen den verschiedenen Provinzen zu erleichtern. Dieser Kanal hieß Nal-Macha, d. h. der königliche Kanal.

Nur besorgt, die Unterthanen, die er bereits hatte, möglichst zu beglücken, fiel er nicht auf die königliche Thorheit des Eroberers, sondern lebte ruhig in dem Schooße seines Staates, ein Freund der Wissenschaften, vorzüglich der Astronomie, welcher seine Muse gewidmet war. Diese Wissenschaft war überhaupt die kultivirteste in Babylonien, wo ein beständig heitrer Himmel den Blick hinauf lockte, und Umstände zu sorgfältiger Beobachtung der Gestirne nöthigten. Da das Land in einer unermeßlichen Ebene lag, wo kein Gebirg noch andre Gegenstände die freie Aussicht beschränkten; da ferner Sandmeere, beständig von dem Wind bewegt, die Straßen verwehten; die Hitze endlich bei Tage minder angenehm reisen ließ, als zur Nacht-Zeit: so waren die Sterne der einzige Gegenstand, der sich der Beobachtung darbot, das einzige Hilfsmittel, den Weg mit Sicherheit zu finden. Die Babylonier waren also gedrungen, ihre Augen auf den gestirnten Himmel zu heften, und es darf uns nun nicht wundern, wenn wir sie frühzeitig am Firmament

ment Beobachtungen machen sehen, wie wir bei einer so frühen Nation sie kaum vermuthen sollten.

Belus indeß fand den Kalender in ziemlicher Unordnung. Man glaubte damals, der Sonne scheinbare Umwälzung um die Erde betrage genau 360 Tage, da doch die Erde zu ihrer jährlichen Reise um die Sonne 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten und eben so viele Sekunden braucht. Dieser Irrthum hatte die Folge, daß, nach Verlauf von etwa 40 Jahren, die Constellationen, welche den Winter bezeichnen, den Sommer vorstellen mußten, wodurch nicht wenig Verwirrung in das sogenannte bürgerliche Jahr kam. Diese zu lösen war Belus bemüht. Er stellte die Ordnung in den babylonischen Jahrbüchern wieder her, indem er dem Jahre, richtigen Beobachtungen gemäßer, 126 Stunden hinzufügte, womit er der Ordnung des geselligen Lebens, besonders was Landbau und Viehzucht, diese von der Jahreszeit so abhängigen Geschäfte, betrifft, keinen geringen Dienst erwieß.

Nicht zufrieden aber, die Verwirrung für den Augenblick gehoben zu haben, sorgte er in diesem Punkte für die Zukunft. Er wünschte, Babylonien mit einer genauen Zeitrechnung zu beschenken, die nicht so leicht wieder in Unordnung geriethe: und da die Kenntniß der Gestirne den Bewohnern seines Reiches so nothwendig war; so ließ er einen astronomischen Thurm errichten, alle seine Beobachtungen über den Lauf der Gestirne in Ziegel graben, und sie in diesem Thurme aufbewahren.

Dieser Thurm, oft ein Tempel genannt, war ein viereckter Gebäude, aus Ziegeln mit Erdharz verbunden. In dessen Mitte erhoben sich acht Thürme, deren einer über dem andern stund, der obere immer kleiner. Die Höhe dieses Gebäudes betrug an 600 Fuß. Ein allmählig aufsteigender Seitenweg führte bis zum Gipfel, dem eigentlichen Observatorium, dessen die Babylonier sich zu allen ihren astronomischen Entdeckungen bedienten. Die Masse dieses Gebäudes mußte mit der Höhe desselben,

welche die der Peterskirche in Rom übertraf, nothwendig in Verhältniß stehen, und man kann dies aus folgendem Umstand schließen. Durch Xerxes wurde er zerstört, Alexander aber, Asiens Ueberwinder, unternahm es, ihn wieder aufzubauen. Zehntausend Arbeiter, sagt man, wurden befehligt, den Schutt weg zu räumen, und diese arbeiteten zwei Monate lang, ohne damit fertig zu werden.

So darf man sich denn in der That nicht wundern, wenn man diesen Thurm des Belus unter die Wunderwerke Babylons zählte, zu denen, außer ihm, noch die Mauern der Stadt, die schwebenden Gärten, die Brücke über den Euphrat und die Dämme, womit dieser Fluß eingeschlossen war, die, zur Vertheilung des Wassers des Euphrat, durch Menschenhände verfertigten, Seen und Kanäle gehören.

So beglückte Belus sein Volk in einer Regierung von 62 Jahren. Von seinem Tode giebt es eine nur unverbürgte Nachricht. Der Räuber Haik, erzählt man, überzog sein Land

mit

mit Krieg, ward aber von Belus geschlagen. Voll Wuth über diesen Unfall begab er sich mit seinem Sohn und seiner, aus dreihundert Personen bestehenden, Familie, nach Armenien. Dort sammelte er einen neuen Anhang, und kaum sah er ihn zu einer beträchtlichen Größe gewachsen, als er aufs Neue zu den Waffen griff. Der König, der ungern nur, selbst gegen einen Rebellen, Krieg führen mochte, ließ ihm einen nicht unrühmlichen Frieden anbieten, allein Haik, diese Mäßigung für Zeichen der Schwachheit haltend, beantwortete den Vorschlag mit schimpflicher Verachtung, und zwang so Belus die Waffen in die Hand. Nach Kriegssitte der Vorwelt befanden die beiden Anführer sich an der Spitze ihrer Heere. Haik, der geübteste Bogenschütze seiner Zeit, entdeckte seinen Gegner am Abhang eines Hügels, legte an, und schoß den Pfeil ab, der dem treflichen Könige das Leben raubte. Das Heer ergriff beim Falle seines Führers, wie in der Urwelt immer, eine übereilte Flucht, allein der Sieger nutzte seinen Sieg nicht, wie man erwarten

 konn=

konnte. Fast Beispiellos sich mäßigend, begnügte er sich mit dem kleinen Staat, den er in Armenien gestiftet, und dachte nicht darauf, sich auf den erledigten Thron von Babylon zu setzen. Vielmehr ließ er den Leichnam des Gefallenen einbalsamiren, und schickte ihn an dessen Sohn Ninus, damit ihm dieser die Ehre des Begräbnisses erweisen könnte.

Die Erzählung klingt einem Mährchen allzuähnlich, als ihr Glauben beizumessen. Wie Belus aber auch gestorben sey, so ist so viel gewiß, daß ihm sein Sohn in dem berühmten Thurm ein Grabmahl errichten ließ; und seinen abgeschiedenen Vater göttlich zu verehren befahl, eine Sitte, die im Alterthum nicht selten war.

Groß war die Verehrung, die man gegen das Grab des Belus hegte. Die spätern Könige bereicherten wetteifernd das Heiligthum mit ihren Geschenken, und ist auch nur ein Drittheil des Reichthums dort gewesen, von dem die alten Geschichtschreiber erzählen; so übersteigt er fast immer noch den Schatz zu Lo-

ret-

retto. Ohne der goldenen Tische, Rauchfässer, Schalen und anderer heiliger Gefässe zu gedenken, soll sich auch eine goldene Statue von 40 Fuß Höhe daselbst befunden haben, Löwen und Schlangen von Silber, eine andere goldene weibliche Bildsäule, eine goldene Schlange in der einen, einen mit Edelgesteinen besetzten Scepter in der andern Hand. Kurz, ein Schatz gegen 60 Millionen an Werth sollte sich daselbst befinden.

Begreiflich, daß der Ruf so großer Reichthümer die Eroberer lockte, mit ihnen sich bekannt zu machen, doch eben so begreiflich, daß man der gereitzten Habsucht den Zugang wehrte. Ein König Persiens wendete vergebens alle Künste der feinsten Politik an, die Schätze in seine Hände zu bekommen, ein anderer, Xerxes, brauchte Gewalt, und ein Priester, der sich gegen den Eingang zur Abwehrung stellte, ward von einem seiner Trabanten niedergemacht. Auch das heilige Grabmahl blieb nun nicht verschont, aber hier sah sich die Hab-

sucht betrogen: statt königlicher Schätze fand sie nur eine Handvoll königlicher Asche vor. Aelian, nicht seiner Schwergläubigkeit halber berühmt, erzählt darüber folgende Anekdote. Xerxes fand einen gläsernen Sarg, und darin den Leichnam des Königs in Oel. Dieses Oel füllte den Sarg nicht ganz aus, noch eine Handvoll fehlte bis zum Rande. Neben dem Sarge stand eine Säule, mit der Inschrift: „Weh dem, der das Grab des Belus öfnet, und seinen Sarg nicht wieder anfüllen kann!" Erschreckt ließ Xerxes des Oels in Menge auf den Leichnam gießen, allein so viel man goß, stieg doch das Oel nie über die bestimmte Höhe. Von Unruh und Gewissensbissen verfolgt, verließ der König Persiens den heiligen, von ihm entweihten, Ort. Nach einiger Zeit unternahm er seinen unglücklichen Feldzug gegen Griechenland, und ward nach seiner Rückkehr ermordet. — Da traf die Weissagung ein! — So schloß die fromme Einfalt von jeher.

Astronomie der Babylonier.

Weniger friedlich und erfreulich sind die Scenen, welche unter des kriegerischen Ninus Regierung folgen, und immer noch früh genug kommen wir in die Getümmel des Lagers und die Wuth der Schlachten. Verweilen wir jetzt noch einen Augenblick bei der Beobachtung der Astronomen Babyloniens, denn unmöglich kann es uninteressant seyn, die Entstehung und ersten Fortschritte einer Wissenschaft zu sehen, die so vielfach nützlich und für Geist und Herz so erhebend ist. Einen Blick auf die Astronomie der Babylonier zu werfen, ist vielleicht hier die schicklichste Stelle.

Babyloniens Astronomen wußten, daß die Sonne und die Planeten eine eigne Bewegung von Abend gegen Morgen hätten, und daß diese Umläufe mit großen Ungleichheiten in der Zeit

und großen Verschiedenheiten in der Geschwindigkeit geschähen. Sie lehrten, der Mond stände unter allen andern Sternen und Planeten, sey der kleinste von allen, und unsrer Erde am nächsten. Sie wußten, daß er sein Licht nur leihe, und daß seine Verfinsterungen von dem Schatten der Erde entständen.

Der Gestirne zählten sie nicht mehr als 36, 12 in dem Thierkreis, und 24 außer demselben, die sie in nördliche und südliche eintheilten. Jedes Zeichen des Thierkreises hatten sie in 30 Grade, und jeden Grad in 60 Theile eingetheilt, und dadurch es dahin gebracht, daß sie die periodische Rückkehr des Mondes mit vieler Richtigkeit bestimmten.

Vor allen andern Völkern kannten sie Sonnenuhren und deren Gebrauch. Die Länge des jährlichen scheinbaren Umlaufs der Sonne ermaßen sie zuerst, und rechneten, diesem gemäß, bald das Jahr zu 365 Tagen. Später erst sahen sie die Nothwendigkeit ein, ihren Jahren die noch fehlenden Stunden und Minuten beizufügen.

Die Kometen hielten sie für Planeten, deren Umlauf in sehr excentrischen Bahnen in Ansehung der Erde geschehe, nur dann aber würden sie sichtbar, wenn sie den untern Theil ihrer Bahn durchliefen.

Unter die Anzahl ihrer astronomischen Kenntnisse kann man auch die Vorstellungen setzen, welche sie von dem Umkreis der Erde hatten. Sie sollen bestimmt haben, daß ein Mann, wenn er immer gleich seinen Weg fortzusetzen im Stande wäre, und einen guten Schritt gienge, während des Zeitraums von 365 Tagen die Reise um die Erde vollenden könnte. Da nun ein Mann gemeiniglich in 24 Stunden 12 Meilen macht, würde er, falls er beständig, ohne sich aufzuhalten, fortgehen könnte, binnen einem Jahre 4,380 Meilen zurücklegen: und da der Umkreis der Erde, nach unsern bestimmten Messungen, 5,400 Meilen hält; so folgt aus jener Rechnung, daß diese Astronomen doch keine unwürdigen Vorstellungen von dem Umfang der Erde hatten.

Indeß war ihnen vieles auch unbekannt. Ihre Theorie von den Sonnen-Verfinsterungen war sehr schwankend, und sie wagten hier weder Bestimmung noch Vorherverkündigung. Unwissenheit in diesem Punkt läßt freilich weder sehr wichtige Kenntniß, noch ausgebreitete Einsicht in die Erscheinungen am Himmel vermuthen: und da diesem doch von dem Vorigen widersprochen wird, so nimmt man nicht ohne Grund an, daß jene Entdeckungen nicht ganz so frühzeitig gemacht wurden, als wir sie hier verzeichnen.

Vielleicht daß mit Erbauung des Belusthurmes eine neue Epoche für die Astronomie in Babylonien begann. Auf- und Niedergang der Sterne war bisher der vornehmste Gegenstand astronomischer Beobachtung gewesen, und dazu fand man keinen günstigern Ort, als die großen von allen Seiten freien Ebenen, wo den Beobachter ein weiter Gesichtskreis umgab. Ein hoher Standpunkt aber ist hier von beträchtlichem Vortheil, und durch die Gelegen-

heit,

heit, frühere Beobachtungen der Nachwelt zu hinterlassen, wird am besten für Ausbildung der Wissenschaften gesorgt. Beides, jenen Standpunkt und diese Gelegenheit verschafte die Sternwarte des Belus.

Ninus.

Von Schritt zu Schritt schreiten wir jetzt dem hellen Tage mehr entgegen; mit Belus Nachfolger wird die Geschichte zuverlässiger.

Das Gegenstück zu seinem, an stiller Tugend reichen, Vater war Ninus, der erste Regent der Vorzeit, der die Welt mit seinem Kriegsruhm füllte, denn seine ganze zwei und funfzigjährige Regierung war eine fast ununterbrochene Folge von Schlachten, Siegen und Eroberungen.

Früh schon zeigte in dem jungen Prinzen sich die Liebe zu Waffenspiel und kriegerischer That, denn kaum erlaubte ihm sein Alter die Waffen anzulegen, als er sofort sich mit einer auserwählten Schaar von Jünglingen seines Alters in Gymnastik und Kriegsspiel übte. Das Neue reitzt und ergötzt, und von jeher fand

das

das Beispiel fürstlicher Knaben Nachahmung; kriegerische Uebungen wurden Mode unter Babylons jungen Männern. Als Ninus daher den Thron bestieg, befand er sich an der Spitze eines kriegerischen Geschlechts, das seinen ehrgeitzigen Wünschen nur zu gut entsprach.

Einfache Tugend war Belus Schmuck, mit dem Schimmer der Hoheit und Macht sich zu umgeben wünschte Ninus, und an einem Fürsten Chaldäas versuchte er sein erstes Waffenglück. Im Bündniß mit den Arabern, — die Kunst, sich mit dem andern zu verbinden, um den dritten zu erdrücken, ist also durch hohes Alterthum geheiligt — fiel er ihn an, nahm ihn im Treffen gefangen) und versicherte sich seines Throns durch Blut. Ein bürgerliches Recht kannte man, ein Staatsrecht noch nicht; roh und unmenschlich gieng der Eroberer mit dem Besiegten um. Ninus ließ den besiegten Fürsten, samt dessen Kindern, hinrichten.

Pharnis, Mediens damaliger König, bot, unerschreckt von dem Beispiel und dem

gleichen Schicksal, das ihm drohte, dem Mörder den Kampf an. Doch seine Tapferkeit krönte kein günstiger Erfolg, er ward geschlagen, gefangen, mit Weib und sieben Kindern ans Kreuz geschlagen. Die Geschichte, wenn sie solche Greuel in ihre Annalen verzeichnet, muß dem Wütherich, der sie verübt, das Brandmahl der Schande aufdrücken, damit die Leute, welche des Eroberers blutiges Handwerk treiben, lernen, ihre Namen seyen zwar unsterblich, allein auf ewig der Schande übergeben. Man würde sie übergehen, wenn sie nicht eine Lücke ausfüllten. Sey man aber kurz über Lückenbüßer dieser Art, und kurz wollen wir über Ninus seyn, der sich so gut auf des Henkers ehrloses Gewerb verstand.

Siebzehn Jahre lang verwüsteten seine Heerzüge Asiens Gefilde, und es gelang ihm, Chaldäa, Assyrien und Medien sich zu unterwerfen. Wie viel die Habsucht aber auch besitze, das, was sie nicht besitzt, hat unendlichemal mehr Reitz für sie, und kränkend war es für Ninus,

noch eine Nation in seiner Nähe zu wissen, die, ihm nicht unterworfen, den Fortgang seiner Eroberungen gehemmt hatte. Baktriens Völker zu unterjochen, war sein Gedanke, und mit einer Heeresmacht, wie die Welt vielleicht nie wieder sie sah, zog er aus, sein Vorhaben ins Werk zu setzen. Ist nur das Viertheil der Angabe richtig; so belief sein Heer sich doch auf 500,000 Mann.

Als Oxyartes, (Zoroaster), Baktriens König, von dieser furchtbaren Rüstung die Kunde vernahm, sammelte er schnell die Jugend seines Reichs, und brachte ein Heer von 400,000 Mann zusammen, das dem feindlichen Heer ein Treffen anbot und es schlug. Schade, daß es seinen Sieg nicht zu verfolgen verstand! Das feindliche Heer sammelte sich wieder, fiel aufs Neue in Baktrien ein, bemächtigte sich der Festungen, und belagerte die Hauptstadt.

Obschon aber Oxyartes Heer theils gefallen, theils zerstreut war; so lag doch Ninus lange vergeblich vor Baktras Mauern, und

sein

sein Muth erlahmte an der Zögerung. Schon war er im Begriff, die Belagerung aufzuheben, als ein Weib in seinem Lager erschien, die Katharina des Orients, und dem Schicksal Asiens eine neue Wendung gab.

Semiramis hieß dieses Weib, die Gemahlin Menones, Satrapens von Syrien. Dieser, müde ihrer langen Abwesenheit, berief das schöne Weib zu sich ins Lager, und hatte nur zu bald Ursache, die Ungeduld seiner Neigung zu bereuen. In dem schönen Weibe lebte ein hoher, männlicher Geist, und da die Spiele der Liebe ihre Seele nicht ausfüllten, erwog sie das Schicksal des Heeres, und sann auf große Thaten. In männliche Kleidung gehüllt gieng sie, die Festungswerke zu untersuchen, bemerkte einen schwachen Posten auf der Seite der Citadelle, und bemächtigte sich dessen mit Hilfe einiger Soldaten. Die Eroberung der Stadt und vollständiger Sieg war die Folge dieser kühnen That.

Ninus, benachrichtigt von Semiramis kühnem Wagstück, befahl, die Heldin vor ihn zu füh-

führen, und nun begann Menones, aber zu spät, seine Unbesonnenheit zu bereuen, denn seine Furcht war nicht ohne Grund; die schöne Heldinn fachte Flammen in dem Busen des Königs an, die um so wilder brannten, je weniger Hofnung zu Besitz und Genuß er hatte. Seine eigne Tochter Sosanna ließ er Menones für die Gattin bieten, doch dieser weigerte sich, den Tausch einzugehen. Gereitzt von Leidenschaft, beleidigt von der Weigerung, ließ da der König dem Satrapen eine grausame Wahl, ob er die Gattin abtreten, ob er die Augen sich wolle ausstechen lassen. Menones vermochte nicht zu wählen, denn welche Wahl er ergriffe, dünkte jede ihm gleich schrecklich, und verzweifelnd an einer günstigen Wendung, erdrosselte er sich selbst.

Die Betrachtung, von welchen kleinen Veranlassungen oft das Schicksal ganzer Reiche und Welttheile abhange, an welche dünne Fäden das Schicksal der Menschheit geknüpft sey, erregt nur zu oft das höchste Erstaunen, und

Un-

Unmuth wohl gar beim Zweifler an einer Vorsehung. Ein Satrap Syriens sehnt sich in die Arme der lang entbehrten Gattin, und die Königsstadt sieht ein Mädchen, das sonst darin die Milch und Wolle ihrer Heerden verkaufte, an der Spitze des Siegreichen Heers, im Triumph, als Siegerin und Königin, einziehn, das Schicksal ganzer Reiche hängt nun von ihrem Winke ab, und Asiens Schicksal nimmt eine Wendung, die niemand hoffen konnte.

Liebeberauscht zog Ninus mit der jungen Königin nach Ninive, der Stadt, die von ihm, ihrem Erbauer, den Namen trägt, und lebte von nun an nur seiner Liebe. Semiramis gebot über Herz und Scepter des hohen Sechszigers, den sie mit der Geburt eines Knaben erfreute, den er nicht mehr zum Jüngling reifen sah, weil ein plötzlicher Tod ihn den Armen der geliebten Königin entriß. Diese erwieß ihrem Wohlthäter die letzte Ehre mit einer fast verschwenderischen Pracht, und ließ ihm ein Grabmahl errichten, das für eins der

Wun-

Wunderwerke der Welt galt. Aufrichtig flossen ihre Thränen um ihn, und vielleicht waren dies die einzigen, die ihm aufrichtig fließen konnten.

Die Gestalt des Welttheils, worin er geherrscht hatte (regirt läßt nicht wohl von ihm sich sagen), verließ er sehr verändert. Vor ihm war es Königssitte gewesen, die Grenzen des Reichs zu beschützen, nicht zu erweitern, innerhalb des Vaterlands lag jedes Königs Reich, und führte man Krieg, so geschah es nicht, um neue Herrschaft zu gewinnen, sondern den Ruhm des eignen Volkes zu verbreiten. Ninus Herrschgier änderte zuerst die urväterliche Sitte, strebte, nicht zufrieden mit Sieg, nach immer erweiterter Herrschaft, und setzte sich überall, wo er erobert hatte, in Besitz. Zuerst griff er die Nähsten an, eilte mit verstärkter Macht zu den Ferneren, machte jeden neuen Sieg zum Werkzeug des Folgenden, und vereinigte vier Königreiche, und manche kleinere Provinz, unter Einem Scepter. Er ist der Stifter der großen assyrischen Monarchie.

Semiramis setzte sich auf den Thron von Groß-Assyrien, i. J. 1926, etwa siebzehn und ein halbes Jahrhundert vor Christi Geburt.

Se.

Semiramis.
(Semirom, Semrem.)

Der Neid hängt sich an die Verdienste, die Schmeichelei an die Großen. Beides hat Semiramis in gleichem Maaß erfahren, und wohl wird der Geschichtschreiber thun, weder ihren Verläumdern noch ihren Schmeichlern unbedingten Glauben zu schenken. Was beide aus ihr gemacht, gehe ihrer Geschichte voran.

Semiramis war Ninus Mörderin. In einem jener Augenblicke, wo der alte Gemahl der jungen Geliebten nichts abschlägt, bat sie, der König möge ihr auf fünf Tage die höchste Gewalt vertrauen. Die Bitte ward gewährt, Semiramis gebot der Leibwache, und gebot, den alten König zu ermorden.

Nach dessen Tode wagte sie nicht, weder dem noch unmündigen Knaben das Ruder des Staats in die Hände zu geben, noch selbst sich zurKöni-

gin aufzuwerfen, da so viele, so große Nationen kaum Einem Manne, geschweige Einer Frau gehorchen würden. Sie verstellt sich also in einen Mann, giebt sich für Ninus Sohn aus. Beide waren von nicht zu langer Gestalt, beide hatten eine sanfte, zarte Stimme, und große Aehnlichkeit in den Zügen des Gesichts. Arm und Schenkel bedeckte sie mit weiter Kleidung, den Kopf mit dem Turban, und befahl um allen Schein bei diesem neuen Anzug zu entfernen, daß jedermann sich kleiden solle wie sie. Im ganzen Orient ward der Anzug Mode und ist es noch. So verläugnete sie ihr Geschlecht, und ließ sich huldigen, indeß der Sohn verborgen wurde. Große Thaten führte sie nachher aus, und da sie Grund zu glauben hatte, durch deren Gewicht und Menge den Neid zu besiegen, gestand sie ihr Geschlecht. Weit entfernt, ihr die Königswürde zu entreißen, vermehrte es nur die Bewunderung, ein Weib zu sehen, das nicht bloß Mann an Thaten sey, sondern Männer sogar an Thaten übertreffe.

In ihren Gärten zu Chaone wußte sie sich schadlos zu halten für die Entbehrung ihres Gemahls. In den Armen der Schönsten und Stärksten aus ihrer Leibwache ergötzte sie sich, allein ihr Buhler trug zum schmählichen Lohn den Tod davon, denn mit dem Buhler zugleich ward ihre Schande begraben. Endlich überstürzte ihre Begierde die Grenzen der Natur, ihr eigner Sohn war es, in den sie entbrannte. Doch da sie ihm unmütterliche Zumuthungen machte, starb sie von Sohnes Hand.

In der That, nur gesunder Augen bedarf es, um von allem diesem nicht mehr zu glauben, als wahr ist, und das ist — Nichts. Welche Veranlassung konnte sie haben, den verliebten Gemahl, über dessen Reiche sie herrschte, wie über ihn, auf die Seite zu schaffen? Vielmehr würde sie, war sie so herrschsüchtig und so ungewiß der künftigen Herrschaft, selbst lästige verliebte Zudringlichkeiten ertragen haben, um nur das Heft der Regirung nicht aus den Händen zu lassen. Und so wenig sie als sieb-

zigjährige Matrone einer so brennenden Leidenschaft fähig seyn konnte, als die gegen ihren, schon funfzig jährigen! Sohn gewesen seyn müßte, eben so wenig konnte sie hoffen, daß die Assyrier, die sie im Triumph hatten einziehen, die Soldaten, die sie an der Spitze des Heers gesehen hatten, sie beim Antritt der Regierung für ihren erst siebenjährigen Sohn halten sollten. Gegen die übrigen Ausschweifungen aber beweißt ihr ganzes Leben, und eher hat man Grund, sie einer Kälte des Temperaments, einer Gleichgiltigkeit gegen den Genuß, als der Ausschweifungen in diesem zu beschuldigen.

Vielleicht haben die Geschichtschreiber sie mit einer späteren Semiramis verwechselt. Atossa war dies, die mehrere Jahrhunderte nach ihr regirte, und wirklich, nachdem sie alle Wuth der Ausschweifung erschöpft, damit endigte, daß sie ihren eignen Sohn heirathete. Alles das hinderte die Schmeichler nicht, die so freigebig mit ehrenden Beinamen sind, an diese frühere Messaline den Beinamen einer Semiramis

ramis zu verschwenden. Gerechtigkeit aber ist der Geschichte erste und letzte Tugend, und nach strenger Gerechtigkeit werde denn der ächten und falschen Semiramis ihr Verdienst zugewogen.

Indeß blieb auch von der ächten Semiramis die Schmeichelei nicht fern, und ermangelte nicht, sie zur Tochter einer Göttin zu erheben. Die Sirene Derceto war ihre Mutter, von welcher sie bei der Geburt in einer öden Wüste ausgesetzt wurde, wo Tauben die Stelle der Mutter an ihr vertraten, ihr Milch zubrachten, und mit dem Wehen ihrer Flügel sie kühlten. Die Anekdote erinnert an die Assyrische Venus, Astarte, nach einigen Belus Gemahlin. Von dem Himmel fiel ein großes Ei in den Euphrat, Fische wälzten es ans Ufer, Tauben brüteten es aus, und Astarte ward. Es scheint, als haben die Assyrer alles Schöne und Liebliche von Tauben erziehen lassen, Semiramis aber verdankt unstreitig alle Wunder, die ihre Wiege umringten, ihrer Erhebung auf den Thron.

Sie war eine Hirtin, und zeichnete sich durch Schönheit aus. Verborgen aber blühte sie in ihrem ländlichen Aufenthalt, bis ein Zufall Syriens Satrapen dahin führte. Er sah sie und liebte; Derceto's Tochter aber war keine leichte Eroberung; als Gemahlin wurde sie sein, oder nie. Sie ward seine Gemahlin, gebar ihm zwei Söhne, und wußte sich, durch Geist noch mehr, als durch Reitz, dem Gemahl stets neu zu erhalten. Der Krieg trennte ihn von ihr, seine Sehnsucht erwachte, — das Uebrige wissen wir.

Ist etwas in ihrer Geschichte, das ihr zur Last gelegt werden kann; so ist es ohne Zweifel der Umstand, daß sie Menones Selbstmord nicht verhinderte. Wie's scheint, war es nicht Liebe, die sie in seine Arme geführt hatte, war es nicht Liebe, die sie in Ninus Arme führte. Vielleicht daß Erzählung der glänzenden kriegerischen Thaten das Mädchen schon auf ihrer stillen Hirtenflur entflammt hatte, daß ihr Geist schon damals sich in diesen

Thaten gefiel, und sie die erste Verbindung nur als Mittel, dem Schauplatz kühner Thaten näher zu kommen, die zweite als Mittel, ihren Zweck ganz zu erreichen, betrachtete. Wer kann darüber entscheiden! Ein seltnes Wesen war sie gewiß, da sie die Hirtenflur so glänzend mit dem Schlachtfeld vertauschte, und eben so leicht Nationen lenkte, als einst ihre Heerden, nicht bloß den Thron bestieg, sondern sich des Thrones würdig zeigte.

Klug im Frieden und tapfer im Krieg, schnell entschlossen im bedenklichen Fall und muthig im Augenblick der Gefahr, nur von Einer Leidenschaft entflammt, von der Leidenschaft große Thaten zu thun, zeigte sie überall sich außerordentlich, und führte Dinge aus, die man kaum für möglich gehalten hätte.

Das erste, was sie unternahm, war die Herstellung und Verzierung von Babylon, welche durch sie die prächtigste Stadt der Urwelt wurde. Auf jeder Seite des Vierecks, in

in welchem die Stadt gebaut war, standen 25 Thore von Erz, welche lauter gerade Straßen öfneten. Jedes Haus hatte um sich seine Gärten und Felder, und daher kann man sich den großen Umfang der Stadt erklären, deren jede Seite des Vierecks zwei Meilen lang war. Mitten durch die Stadt lief ein Arm des Euphrats hin, auf beiden Seiten von hohen Mauern eingefaßt, deren jede wieder 25 Thore hatte, woran die Straßen grenzten. Aus den Thoren stieg man einige Stiegen hinab, um in Booten über den Fluß zu setzen, über welchen in der Mitte der Stadt eine Brücke führte. An jedem Ende dieser Brücke stand ein Pallast, beide von unglaublicher Pracht. Der Hauptfluß war in einen hohen Damm eingeschlossen, und zwei Wasserleitungen daraus gegraben, um bei Ueberschwemmungen das Wasser abzuleiten. Außer diesen nahm ein großer Behälter, bei dem Bau der Brücke und des Dammes, den ganzen Fluß auf, und zog ebenfalls bei Ueberschwemmungen das überflüssige Wasser in sich, welches dann in unzähligen kleinen

Kanälen, während der Dürre, das Land be- feuchtete.

Zu den sieben Wunderwerken der Welt rech- net man auch ihre sogenannten hangenden Gär- ten. Diesen Namen haben sie unstreitig von ihren Terrassen, die sich auf großen Gewölben über einander erhoben, auf denen so viel Erde lag, daß selbst die größten Bäume darin wur- zeln konnten. Behutsame Geschichtschreiber er- zählen aber nichts von dem Feenhaften Herr- lichkeiten derselben, weil weder Herodot noch Curtius derselben gedenken, und man Grund zu vermuthen hat, daß nur die Einbildungs- kraft der Griechen sie damit ausschmückte. Mag aber immer in Ansehung dieser Gärten und der andern Gebäude manches erlogen seyn, das Verdienst der Verschönerung bleibt der Se- miramis immer.

Und kaum hatte sie für Verschönerung der Hauptstadt gesorgt: als sie eine Reise durch ihre Staaten unternahm, und auch andern Städten alle Bequemlichkeiten und allen Glanz zu geben

such-

suchte, den ihre zur Pracht geneigte Einbildungskraft, reich an Erfindung, ihr eingab. Mehr aber noch lag ihr daran, die Herzen der Unterthanen zu fesseln, was ihr auch völlig gelang, denn wo sie mit ihrer Huld erschien, gewann sie Liebe. Sie war die Allgeliebte, die Allverehrte, und einst, als in ihrer Hauptstadt ein gefährlicher Aufruhr ausbrach, bedurfte es bloß ihrer Gegenwart, denselben zu dämpfen. Sie saß eben in ihrem Gemach, die Zofe wand ihr Haar in Flechten, als sie die Nachricht von dem Aufruhr erhielt. Mit dem halbfliegenden Haar und ungeordneten Anzug eilte die Königin hinab, mitten unter die aufrührerische Menge. Ehrfurchtsvoll wich das Volk zurück, und ihre sonst so sanfte, jetzt erhabne Miene gebot Stille. Alles rings um sie verstummte.

„Was will mein Volk?“ fragte sie, und hörte nun ruhig die Klagen an. Auf der Stelle schaffte sie den Beleidigten Recht, und der jauchzende Dank des besänftigten Volkes begleitete sie zurück zu ihrem Pallaste.

Das Volk vergaß diesen merkwürdigen Augenblick nicht, und da es sie mehr als seine Schutzgöttin, denn seine Königin betrachtete, die mehr als durch ihren Rang, durch ihre persönlichen Eigenschaften die allgemeine Hochachtung verdiene; so ließ es ihre Statue errichten, in derselben Attitude, wie sie mit fliegendem Haar erscheint, und durch ihren Anblick den Aufruhr dämpft.

Bewundernswürdig im Frieden durch Weisheit, bewieß sie sich im Krieg als Heldin, und zeigte eine Staatsklugheit, die nicht weniger unsre Bewunderung fesselt. Gegen die aufrührerischen Meder gieng ihr erster Feldzug. Dieses kriegerische Gebirgsvolk liebte, wie die Gebirgsvölker meist, Unabhängigkeit, konnte die vorigen Zeiten nicht vergessen, und trug mit Ungeduld das Joch des babylonisch-assyrischen Eroberers. Jetzt, da es eine Frau auf dem Throne sah, schien es ihm gelegne Zeit, das schmähliche Joch muthig vom Nacken abzuschütteln. Das einmal Erworbne aber zu erhal-

halten, beschloß Semiramis, zog, an der Spitze eines mächtigen Heeres, den Rebellen entgegen und schlug sie.

Des Abentheuerlichen Manches, des wahrhaft Großen mehr führte sie in diesem Feldzug aus, und da jenes doch nicht ganz unwahrscheinlich ist; so mag es ebenfalls hier eine Stelle finden.

Die Kette des Kaukasus enthält einen Berg, Baghistan, diesen ließ Semiramis poliren, und darauf ihre Gestalt, umgeben von hundert Personen ihrer Leibwache, aushauen. Eine Schrift am Fuß dieser Gruppe sagte dem Wanderer, Semiramis habe diesen über 5000 Fuß hohen Berg auf eine ganz neue Weise erstiegen, denn sie habe sich die Stufen dazu aus dem Gepäck ihres Heeres machen lassen.

Wie ausschweifend dieser Gedanke immer sey; so ist es doch immer noch glaublich, daß er vor die romantische Einbildungskraft einer Frau trat, die das Seltene, das Ungewöhnliche liebte, die es sich zur Ehre rechnete, auszuführen, was andern unmöglich schien. Was

soll

soll man aber zu dem Stein von Chaone sagen? In der Nachbarschaft dieser Stadt Mediens fand die Heldin einen Stein von ungeheurer Größe, mit ganz ebener Oberfläche. Diesen Stein machte sie zum Fundament eines Gartens, umgab den bezaubernden Aufenthalt mit Lusthäusern, und machte diese zu ihrem Sanssouci, denn gern zog sie sich in diese liebliche Einsamkeit zurück, um hier sich dem stillen Nachdenken zu überlassen, nach dem Getümmel des Lagers Ruhe zu finden, und die Sorgen der Regierung im Umgang mit wenigen erlesnen Freunden zu zerstreuen.

Von Chaone rückte sie, nachdem das Heer der Meder geschlagen war, gen Ekbatana vor, allein hier fand sich das Heer durch den Berg Harkáos aufgehalten, der mit seinen keilförmigen Felsen einen fürchterlichen Anblick bot. Semiramis ließ die Felsen zerhauen, die Schlünde ausfüllen, und bahnte dem Heer einen neuen Weg. Nun hielt sie nichts mehr auf, sie drang unaufhaltsam auf Ekbatana los, und eroberte

es von Neuem. Nicht wie Ninus aber befestigte sie den neuerworbenen Besitz durch Blut, sondern vollendete durch Verzeihen und Huld den errungenen Sieg. Sie verschönerte Ekbatana, wie Babylon, und da sie sah, es mangle der Stadt an Wasser, so schafte sie solches mit großen Kosten herbei. Zu diesem Behufe ließ sie wieder einen Felsen durchhauen, und den Fluß in einem ziemlich breiten und tiefen Kanal nach der Stadt leiten, wodurch sie den Einwohnern die größte Wohlthat erzeigte. Um künftige Beherrscher zu reitzen, bisweilen hier ihren Aufenthalt zu nehmen, führte sie auch einen prächtigen Pallast auf. Kurz, sie unterließ nichts, die Meder durch Wohlthat zu fesseln, und bald hieß sie auch hier die angebetete Monarchin.

Des Gehorsams und der Treue der Ueberwundenen versichert, unternahm sie nun eine Reise nach Persien und andern noch nicht bereisten Provinzen. Wo sie erschien, hinterließ sie Spuren ihrer Huld, wo sie weggieng, folgten ihr die Herzen nach. Schön und wohlthä-

tig und allvermögend wie eine Göttin zeigte sie sich, denn Wüsteneien verwandelten sich durch sie in blühende Auen, wilde Berge stürzten durch sie nieder, und die Natur ward überall gezwungen, den Menschen nützlich zu seyn. Nichts war zu schwer, das sie nicht ausgeführt, nichts zu kostbar, was sie der Sicherheit ihrer Unterthanen nicht aufgeopfert hätte. Wie sie Berge stürzte, so ließ sie auch in Ebenen welche auftragen, und baute Festungen darauf, um das Land gegen die Einfälle von Barbarenhorden zu schützen. So fand sie den Raum zwischen den Flüssen Halys und Thermodon als eine weite Ebene, sie führte einen Berg auf, und legte auf demselben eine Festung an, und so ist's in der That unnöthig, durch Fabeln ihren Ruhm zu verherrlichen. Der Berg der Semiramis, wie er genannt wurde, ist ein schöneres Denkmahl der rastlos-thätigen Königin, als Baghistan mit allen seinen Figuren.

Alle Werke dieser Art ließ sie durch ihre Soldaten aufführen, denn es scheint ihr Grundsatz gewesen zu seyn, diese nicht in weichlicher Ruhe

schwächlich, und untauglich zu künftigen Siegen werden zu lassen. Und gern verrichteten diese alles, was die Siegerin von Baktra gebot, die sich eine große Gewalt über ihre Herzen erworben hatte. Gern versüßte sie ihnen die Beschwerden des Feldzugs durch Annehmlichkeiten aller Art, und entflammte ihre Tapferkeit durch Theilen der Gefahr. Und da sie die Befehlshaber wie Glieder ihrer Familie ansah und behandelte, den Gefallenen Denkmähler auf dem Schlachtfeld errichten ließ, von den, unter den Waffen ergrauten, Heerführern ihres Gemahls geliebt ward; so mußte sie, bei diesem allgemeinen Enthusiasmus für ihre Person und ihr Leben, an der Spitze ihres Heeres fast unüberwindlich seyn.

War es nun diese Betrachtung, oder war es Lust an Eroberung, die ihr der Umgang mit Ninus erregt hatte, oder war es wahrscheinlicher beides, von jetzt an erblicken wir Assyriens Königin fast beständig im Lager oder auf dem Schlachtfeld, und ihren Zug als eine Reihe von Triumphen.

Nicht mehr zufrieden, die Grenzen des vom Gemahl überkommenen Reichs zu beschützen, fieng auch sie an auf deren Erweiterung zu sinnen. Asiens größter Theil, von Arabien bis Indien, vom Persischen Meerbusen bis zu der Bergkette des Kaukasus hinauf, und wie Diodor will, selbst alle Nationen bis an die Ufer des Tanais, die östlichen Küsten des Mittelmeers und Pontus Euxinus, beugten sich bereits unter ihren Scepter. Nichts desto weniger drang sie jetzt nach Afrika, und unterwarf sich neue Reiche im fremden Welttheil. Libyen, Aethiopien und Aegypten wurden ihr zinsbar.

Das Alterthum liebte Fabeln und Wunder, selbst in der Geschichte, und die Wüste Ammon bot eine zu schöne Gelegenheit dar, ein Wunder mehr in Semiramis Leben zu bringen. Das Ammons Orakel in Libyen konnte nicht übergangen werden.

Des Menschen Sorge um die Zukunft ist es, die ihm der Religion wie dem Aberglauben in

die Arme führt. Die Stifter der ersten Staaten wußten diesen Umstand wohl zu benutzen, und brachten Religion und Staatsverfassung in den innigsten Verein, denn Theokratie war der Monarchie sicherste Stütze. Die Gesetzgeber waren darum immer auch zugleich die ersten Priester ihres Landes, die mit den unsichtbaren Mächten in näherer Verbindung standen. So erhielt sich Religion und Staat zugleich.

In Aegypten war dies mehr, als vielleicht irgendwo der Fall, und dies ist die Ursache, warum seine alte Staatsverfassung so lange heilig bestand. Die Priester machten hier zugleich ausschließlich den Orden der Gelehrten aus, und als Regent und Priester sich trennten, behielten diese doch eine Macht, welche selbst die Könige zu brechen vergeblich sich bemühten: denn der Glaube, daß sie mit der Gottheit nähern Umgang hätten, in tiefe Geheimnisse eingeweiht wären, durfte nicht angetastet werden; das war zu gefährlich, und die Mysterien der Priester waren viel zu nützlich.

Das Wissen der Zukunft war keins der unbedeutendsten Stücke dieser Priestergeheimnisse, und da den Menschen nichts so sehr, als die Zukunft, zu bekümmern pflegt, ward es bald zum einträglichen Handwerk. Man befand sich wohl bei dem Geruch einer Allwissenheit, und da jede Antwort über das Schicksal bezahlt ward; so legte man eigne Institute an, wo man sich Rath holen konnte. Dies ist der Ursprung der Orakel, wovon wir in dem Geheimnißvollen Aegypten, und den angrenzenden Ländern die ersten Spuren finden.

Das Ammons-Orakel (Amum eigentlich) in Lybien, (aus welchem die Griechen späterhin das Orakel des Zeus Ammon machten, wie sie denn überhaupt solche Verwandlungen liebten, und dadurch manche Verwirrung in die Geschichte gebracht haben,) war der frühesten eins, und zu diesem kam auch Semiramis auf ihrem Zug, welche weibliche Neugier, vielleicht auch Aberglaube, wohl dahin bringen konnten. Warum sollte man nicht glauben, daß auch sie, dem

dem Zeitgeist gemäß und dem Charakter ihres Geschlechts treu, den Beschluß des Schicksals durch das Orakel erforschen zu können geglaubt habe? Die Beschaffenheit der Antwort allein ist es, die uns bedenklich macht, ob sie nicht spätere Erfindung sey. Sie erhielt zur Antwort:

„Dein Sohn wird dir nach dem Leben trachten; du wirst von der Erde verschwinden; ein Theil der Welt wird Dich vergöttern!"

Semiramis Ruhm stand jetzt in ihrer vollsten Blüthe. Gewohnt, wohin sie mit dem Glück ihrer Waffen sich wendete, zu siegen, mochte da wohl der stolze Gedanke an eine Universal-Monarchie, wie späterhin bei dem Glückberauschten Alexander und vierzehnten Ludwig, auch in ihrer Seele erwachen. Indiens Reich, nebst dem ihrigen damals das größte und fruchtbarste, sah sie nun mit neidischem Auge an; sie konnte es nicht ertragen, einen so großen Nebenbuhler zu haben, und faßte den riesen-

mä-

mäßigen Entschluß, nun auch dies Reich dem ihrigen beizufügen. Einen solchen Gedanken in der Seele, hatte sie freilich keine Zeit, einem der Fürsten, die sich um ihre Hand bewarben, Antwort zu ertheilen. Ihr schwebte ein glänzenderes Ziel vor, als Spiele der Liebe, sie wollte die einzige Göttin der huldigenden Welt seyn.

Wie gerecht ihre vorigen Kriege waren, können wir, aus Mangel an Zeugnissen, nicht entscheiden, von dem jetzigen aber wissen wir, es war höchst ungerecht, denn der König von Indien hatte sie nicht beleidigt. Wann fragte aber je ein Eroberer nach Gerechtigkeit? zumal wenn ihn das Glück begünstigte?

Fürchterlich waren die Zurüstungen, welche Semiramis zu diesem neuen Feldzug, oder vielmehr dieser königlichen Straßenräuberei, machte. An einen ihrer Generale, Dercetas, soll sie folgenden Brief geschrieben haben:

„Durchziehe mein ganzes Reich vom Hellespont und Libyen bis an Baktriens Grenzen

zen, wird drei Millionen Fußvolk, eine Million Reuter, hundert tausend Mann zum Kampf mit Elephanten, hundert tausend Wagen mit Sicheln, zwei hundert tausend Kameele zum Tragen des Gepäcks. Laß dreitausend Barken bauen mit ehernen Kielen, und diese mit Phöniciern bewaffnen."

Größer aber waren die Gegenrüstungen des indischen Königs, Stabrobates, noch.

Er ließ viertausend Schiffe von Bambusrohr bauen, und stellte ein Heer, das, mit Einschluß des Gefolges, sich auf neun Millionen Menschen belief. Kam es also zur Schlacht; so mußten wenigstens funfzehn Millionen Menschen auf einander stoßen.

Wo aber, muß man hier fragen, wo ist die Ebene, auf welcher funfzehn Millionen Menschen eine Schlacht liefern können? Welches Land auf Erden ist fähig, Unterhalt für sie und ihre Thiere zu liefern? Die Uebertreibung widerlegt sich selbst, und welche furchtbare

bare Macht man von beiden Seiten aufstellte, solche Heere ins Feld schicken konnte man nicht.

Drei Jahre indeß dauerten diese Rüstungen, der Kern der assyrischen Jugend ward in allen Provinzen ausgehoben, und Baktra zum Musterungsplatze bestimmt. Aus Phönicien und den Inseln des Mittelmeers wurden mit schweren Kosten die geschicktesten Zimmerleute geholt, um zur Farth auf dem Indus und Ganges zusammengefugte Barken zu bauen, die man im Nothfall auseinander nehmen könnte.

An Stabrobates aber fand Semiramis diesmal einen sehr entschlossenen Gegner, der sie fürchten ließ, jeden Fußbreit Landes theuer erkaufen zu müssen, wenn Menschen anders dem Eroberer theuer sind. Bevor Indiens König ins Feld zog, schickte er Gesandten an Assyriens Königin.

„Königin Assyriens — sagten diese — den Himmel rufen wir zum Zeugen, daß Du sehr ungerecht zu handeln im Begriff stehst. Du bewaffnest dich gegen ein Friedliebendes, ruhiges

ges Volk, das nie dein Reich beunruhigt, gegen einen König, der nie dich beleidigt hat. Keine Klage hast du gegen König und Land, laß also dein Heer aus einander gehen, daß Assyrer und Inder friedlich neben einander wohnen. — Kein Krieg sey zwischen Semiramis und Stabrobates."

So weit schon vorwärts gerückt, so sehr schon mit dem Gedanken an Indiens Eroberung befreundet, hatte die Königin kein Gehör für die Bitte.

„So sey es denn, — fuhren die Gesandten fort. — Nun haben wir dir bloß noch diesen Brief unsers Herrn zu überreichen, und unser Auftrag ist vollendet."

Semiramis las:

„Unschuldiges Blut wird der Semiramis unbegrenzte Ehrsucht in Strömen vergießen, doch wisse, daß Stabrobates fest entschlossen ist, das unschuldig vergossene Blut an dir zu rächen. Fällst du in meine Hände, dann lass' ich an's Kreuz Dich schlagen."

Ein

Ein verächtliches Lächeln war der Königin ganze Antwort auf diesen drohenden Brief. Eine von Millionen bewachte, vom Glücke nie verlassene Königin hat vor dem Kreuze nicht leicht Furcht, am wenigsten eine Semiramis. Ernster als je ward nun der Krieg beschlossen, und nur ein Umstand hinderte dessen augenblicklichen Ausbruch.

Die Indier bedienten sich in ihren Kriegen der Elephanten gegen ihre Feinde, und diese vierfüßigen Streiter waren äußerst gefürchtet, weil sie mehr Verheerung verbreiteten, als die Krieger selbst. Einmal gereizt stürzten sie blindwüthend in den Feind, und es war keine Rettung als durch Flucht. Was hatte aber Semiramis ihnen entgegen zu stellen?

Eine seltsame Kriegslist ward erfunden. Es wurden Elephanten nachgebildet, wozu, wie es heißt, 300,000 schwarze Ochsen geschlachtet wurden, Kameele und deren Führer unter die falsche Elephantenhülle verborgen, und Uebungen angestellt, diese Maschinen bestmöglich in Gang zu bringen.

Kaum

Kaum war dies geschehen, so näherte sich Semiramis mit Heeresmacht dem Indus, griff die feindliche Flotte an und schlug sie, bemächtigte sich der an den Ufern des Flusses gelegenen Städte, und machte 100,000 Gefangene. Von diesem Glück ermuntert, schlägt sie über den Indus eine breite Brücke, läßt 60,000 Mann zu ihrer Bedeckung zurück, geht mit dem Heer über den Fluß und sucht Stabrobates auf.

Beide Heere hatten jetzt einander im Gesicht, und der Anblick der Menge falscher Elephanten verbreitete Schrecken unter den Indiern. Glücklicher Weise für sie vernahmen sie aber jetzt von Ueberläufern die List, sammelten sich muthiger wieder, und giengen dem Feind in bester Ordnung entgegen. Tapfer war der Angriff, nicht minder tapfer der Widerstand; von beiden Seiten bietet man die äußersten Kräfte auf, und lang schwankt der Sieg ungewiß herüber und hinüber. Da mit einmal brechen wüthend die Elephanten der Indier in die Reihen der Feinde, zertreten alles um sich her,

schleu-

schleudern Kameel und Führer mit starkem Rüssel hoch in die Luft, und entscheiden das Schicksal des Kriegs. Ein betäubender Schrecken bemächtigt sich der Assyrer, übereilte Flucht verschlimmert ihr Schicksal, die ganze Ebne ist bald mit Verstümmelten und Todten bedeckt, die Niederlage allgemein. Und Stabrobates wünscht seinen Sieg zu krönen, er sucht Semiramis auf, und trifft sie. Der Zweikampf beginnt, heftig dringt der König auf die Königinn ein, muthig und geschickt vertheidigt sich diese. Zweimal schon ist sie verwundet, ihr Blut fließt, die Kraft entweicht; da erinnert sie sich des drohenden Briefes und sucht ihr Heil in der Schnelligkeit ihres Rosses.

Mit verhängtem Zügel sprengt sie auf den Fluß zu, da erdrücken sich die, von dem hitzigen Feinde verfolgten Assyrer fast am Eingang der Brücke; viele stürzen in den Fluß. Mühsam nur stellen die Heerführer unter den Flüchtlingen einige Ordnung wieder her, lassen durch ein auserlesenes Corps den Rest des Heeres

und

und die Königin decken, ziehen sich dann zurück, und brechen die Brücke hinter sich ab, deren ungeheure Masse im Sturze die indischen Barken zerschmettert.

So endigte sich dieser Feldzug, der so ungeheure Zurüstungen verursacht, so ungeheure Summen gekostet, so lange Jahre vorbereitet war. Hier zum erstenmale wich der Sieg von Semiramis Seite, und statt des Glücks schwebte die rächende Nemesis über ihrem Haupte. Sie fühlte die Nähe der gerechten Vergelterin, und entsagte der blutigen Eroberungssucht für immer. Fortan kannte sie keinen andern Ruhm, als den schöneren, ihre Völker zu beglücken, und es gelang ihr wieder den Namen von Assyriens Schutzgöttinn zu verdienen.

Die Lust, Neues zu bauen und das Alte zu verschönern, verließ sie auch jetzt nicht. Unter andern Werken, die sie ausführen ließ, war auch ein Obelisk von 130 Fuß Höhe, und 25 im Durchmesser, von Einem Stück, aus ei-

einem Felsen in den armenischen Gebirgen gehauen. Mittelst einer Maschine ward die kolossale Masse an den Euphrat gebracht, da auf einen Floß geladen und so bis Babylon geführt.

Zwei und vierzig Jahre hatte Semiramis nun glücklich und meist beglückend regirt, da begann das Ammonsorakel in Erfüllung zu gehen. Ihr Sohn, bereits über die männlichen Jahre hinaus, fand', daß seine Mutter zu lange lebe. Der Wunsch nach dem Thron erwachte lebhafter in seiner Seele, und er gewann einen Verschnittenen, die Mutter zu ermorden. Semiramis entdeckte die Verschwörung, und, war es unzeitige Mutterliebe, war es Altersschwäche, genug sie entsagte freiwillig der Krone, und ward der Welt unsichtbar. Wie sie von da an gelebt, wie sie gestorben, von allem dem weiß die Geschichte nichts. Der schöne Stern war untergegangen, sein Strahl erloschen. In der Erinnerung ihrer Unterthanen lebte sie fort, allein die begnügten sich mit dem Glauben, sie sey in eine Taube verwandelt

delt worden, und bewiesen ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie die Abgeschiedene göttlich verehrten.

Zwei und siebzig Jahre war sie alt, als sie verschwand, und ihrem Sohn das größte Reich der Welt übergab.

„Zu Ninive hab' ich regirt. Meine Staaten waren gegen Morgen durch den Fluß Hindames, gegen Mittag durch das Land, das Weihrauch und Myrrhen trägt, und gegen Mitternacht durch die Saker und Sogdianer begränzt. Vor mir kannte Assyrien kein Meer; ich unterwarf deren vier meinem Scepter. Die Flüsse zwang ich, ihren Lauf zu nehmen, wohin ich wollte, und ich wollte, daß sie ihr Wasser Ländern zuführten, die dessen bedurften. Die dürresten Länder macht' ich fruchtbar, ihre Flüsse waren mein Werk. Ich baute unüberwindliche Festungen, bezwang durch Eisen ungeheure Felsen, und nutzte meine Schätze, Wege durch Gegenden zu öffnen,

die auch den wilden Thieren sonst unzugänglich waren. Bei aller dieser Arbeit fand ich Zeit zu meinem Vergnügen und zum Wohl meiner Freunde."

Dies war der Semiramis Grabschrift, die vor tausenden das Verdienst hat, nicht erlogen, kein Werk der Schmeichelei zu seyn.

Culturzustand und Kriegskunst der Groß-Assyrer.

Wir haben von kolossalen Gebäuden, künstlichen Wasserleitungen und Kanälen, Bildhauerei, Schrift, astronomischen Beobachtungen der Babylonier, Assyrer und Meder gehört, und können aus manchem schließen, daß sie auch Manufakturen hatten. Alles dies zeugt vom natürlichen Talent, zeugt von Kultur dieser Völker. Freilich wohl ist der große Glanz, mit welchem spätere Geschichtschreiber jene Werke umgaben, mehr ein fabelhaftes Schimmerlicht, als klare Helle. Mag es aber seyn, daß die prächtigen Städte der ersten Monarchie, wie Herder mit Grund angiebt, nichts weiter als große gesicherte Horden, als das feste Lager eines Stammes war, der die dortigen fruchtbaren Gegenden genoß, und auf die Plünderung anderer auszog; mag es seyn, daß Babylons

Mau-

Mauern nichts, als dicke Wälle aus gebrannter Erde, und die Thürme Wachtthürme waren; mag ihr ganzer Bau nichts, als eine Nomadenbauart seyn, wozu die Natur den Stoff in Menge lieferte, Thon, der zu Ziegelsteinen gebraucht, und Erdpech, womit jene verkittet wurden; mag es seyn, daß weder die Brücken noch Dämme so groß und prächtig waren, als man sie macht; daß sie auch von architektonischer Ordnung und Schönheit nichts verstanden: so ist dessen allen ungeachtet doch klar, daß Fortschritt zum Besseren, daß ein Grad von Kultur da ist. „Und — sagt Goguet — man kann nicht läugnen, daß es viele Kunst und Arbeit erfodert habe, den Grund davon zu legen. Es mußte nicht leicht seyn, ihn in dem Bett eines tiefen und reißenden Stromes zu legen, der überdieß noch eine Menge Schlamm mit sich führt und völlig sandigen Boden hat.“

Welche Kultur aber ist dies? — Keine intellektuelle, keine moralische, keine ästhetische, weit weniger eine allseitige, denn sie beschränkt

sich bloß auf eine künstliche Mechanik. Die Bildhauerei läßt freilich auf ästhetischen Sinn schließen, aber nicht auf Kultur, denn mit Recht fragt Goguet: „Herrschte auch in ihren Kunstwerken Ebenmaaß und Schönheit? Daran darf man mit Grunde zweifeln. Wirklich lernten die Asiaten niemals mit Geschmack und Richtigkeit zeichnen, wie ich nicht bloß aus ihren neuern Werken, sondern auch aus ihren alten Denkmählern schließe, die der verheerenden Wirkung der Zeit entgiengen. Plump und ungeschickt sind ihre Bilder, ohne schöne Stellung, ohne Ausdruck und Anmuth. Noch eine schlimmere Meinung erhält man von Babylons Künstlern, wenn man annimmt, die Ruinen von Persepolis seyen Ruinen eines Pallastes, den Persiens erste Beherrscher erbauen ließen. Die Statuen und halberhobenen Bilder sind von schlechtem Geschmack und schlecht ausgeführt. Und wie mittelmäßig sie sind, so waren babylonische Künstler der Ausführung nicht einmal fähig, man mußte dazu ägyptische holen. — Indeß muß man doch den Babyloniern auch Gerech-

tigkeit widerfahren lassen. Sie hatten Fortschritte gemacht in der Kunst, Metalle zu gießen, hatten gute Manufakturen, lieferten gute Stickereien, worin sie die Pracht sehr liebten."

Von Poesie dieses Volks wissen wir nichts, und können mithin nicht entscheiden, ob sie von poetischem Verdienst entblößt waren, oder ob nur ein feindliches Schicksal uns die Denkmahle dieser Art geraubt hat. Dem Hirten im Schatten seiner fruchtbaren Dattelbäume, umgeben von einer reichen blühenden Natur, beim Anblick des reinen Himmels und seiner funkelnden Gestirne, kann es wenigstens nicht an Veranlassungen zu poetischer Empfindung und begeistertem Erguß gefehlt haben, wenn nicht unbekannte Umstände das Erschließen der schönen Blüthe verhinderten.

Der intellektuellen und moralischen Kultur stellten sich allerdings fast unüberwindliche Hindernisse entgegen. Die Wissenschaft, dieses hohe heilige Gemeingut der Menschheit war das Eigenthum einer privilegirten Kaste, der Chal-

der. Diese hatten das ausschließliche Vorrecht, mit Wissenschaft sich zu beschäftigen, und damit sie dies könnten, waren ihnen eigne Wohnungen eingeräumt, und sie von allen bürgerlichen Abgaben befreit. Alle Wissenschaft blieb bloß unter ihnen, der Sohn überkam sie vom Vater, und gab sie weiter an den Enkel. Diodor hält dieser Einrichtung eine sonderbare Lobrede: „Besser lernt der Sohn, was er vom Vater lernt, und hat mehr Glauben daran. Und weil der Unterricht ihnen von Jugend an mitgetheilt wird; so erlangen sie viele Geschicklichkeit, theils wegen der Gelehrigkeit des Alters, theils wegen Länge des Unterrichts. Bei den Griechen hergegen gelangt man spät zur Philosophie, und entzieht die ihr gewidmete Zeit den Geschäften des Lebens. Die wenigen, welche tief in sie eindringen, hangen an ihr um des Gewinnstes willen, ergrübeln neue Meinungen über Gegenstände von Wichtigkeit, und halten nicht an ihren Vorgängern. Jene Ausländer hergegen hangen stets daran, und fassen sie wohl, da die Griechen, vom Gewinn

winn gereitzt, stets neue Sekten stiften, über die wichtigsten Sätze uneinig sind, die Schüler zu Zweiflern machen, die in ihrem ganzen Leben nicht zur Gewißheit kommen."

Des Faulthiers Sprache, wenn es reden könnte! Gedankenfreiheit, sie allein ist es, die den Menschen erhebt, Willensfreiheit allein, die seine Würde bestimmt. Nimm dem Gedanken die Freiheit, und du machst Sklaven und Thiere, öffnest der Unwissenheit und dem Aberglauben alle Pforten. Das war wirklich in Assyrien der Fall, denn was wurde aus der Wissenschaft der Chaldäer? Ihre Astronomie artete in Sterndeuterei aus, ihre Weisheit ward zur Kunst erhöhter Betrug, Magie. Hesychius erklärt die Chaldäer für eine Kaste allwissender Magier (γενος Μαγων παντα γινοςκοντων), und Herodot erzählt uns, ihre Kunst sey Traumdeuterei gewesen.

Recht also hat Jenisch:

„Welchen andern Werth, als den ihm der Staat nach seiner unabänderlichen Einrichtung

für

für immer bestimmt hatte, konnte sich das Individuum beilegen oder erstreben? Es will frei denken? Aber Priester, König und Herkommen verbauen ihm jeden freieren Ausblick mit unzerbrechlichen Gittern.

„Es wird sittlich handeln? Nimmermehr — unter einem Volk, dessen Verstand in den Händen der Priester, dessen Wille in den Fesseln der Regierung liegt, dessen Talente, so wie seine ganze Persönlichkeit, nur dieser angehören. Welche Begriffe von Recht, Würde, höchster Bestimmung des Menschen, wollet ihr, daß sich hier ausbilden sollen?

„Ursachen genug, jeden Fortschritt in der intellektuellen (und moralischen) Kultur in der Masse der Nation zu hemmen, und die Vernunft zu keiner Selbstständigkeit, keiner Philosophie und Wissenschaftlichkeit kommen zu lassen: mit welchem allem jedoch die Vervollkommung gewisser einzelner Bruchstücke wissenschaftlicher Kenntnisse gar wohl bestehen kann."

kann, doch unter den gegebnen Umständen schwerlich wird, weil nur bei freiem Streben aller Geister die Wissenschaft gedeiht, und Misbrauch derselben da allzuleicht droht, wo sie zum Werkzeug der Politik und Pfafferei erniedrigt ist. Was anfangs wahre Ueberzeugung war, das artet zu Betrügerei und schnöden Künsten aus, und statt aus dem ersten Traum von Wissenschaft zu erwachen, wird es vielmehr Gesetz, für ewige Zeiten, wo nicht selbst fortzuträumen, doch forttraumen zu lassen. Die Ausbreitung der Wissenschaften hindern, heißt sie begraben, und mit ihrem Triumph ihren Zweck vernichten.

Die älteste Wissenschaft bei jedem Volk, wie sonderbar sie auch aussieht, entsprang immer aus reinem Streben der Geister. Man wollte die Natur der Dinge kennen lernen zu einer Zeit, wo die Phantasie allen Seelenvermögen voranflog, der Mensch, ohne Hülfe langbewährter Beobachtungen, unfähig reiner Spekulation, da er noch ganz Empfindung war, und sich und

seine

seine Empfindung in die Welt übertrug. So wurde die ganze Natur beseelt und belebt, Geister wurden das Princip aller Erscheinungen, und die erste Naturphilosophie ein Gewebe von Physik, Götter- und Dämonenlehre, weil man überall, wo sich Bewegung äußerte, Geist und Willen fand, indem man sich das Unbekannte aus dem Bekannten, dem eignen Gefühl, zu erklären suchte. Gut, so lange dies bloße Spekulation blieb; nicht gut, sobald es ins Leben übergieng, und das geschah nur zu bald durch die drei mächtigsten Motive alles menschlichen Wirkens, Sorge, Hofnung und Furcht. Hat sich der Mann der Wissenschaft den Schein von Allwissenheit angelogen, mit oder ohne Wissen, dann ist hier die Klippe, woran er scheitert. Unkundig des wahren Wesens und der Kräfte der Natur verwandelt sich ihm jetzt die Naturphilosophie in Magie, die immer Betrügerei im Gefolge hat, denn sie artet in die Kunst aus, Wirkungen hervorzubringen, welche die natürlichen Kräfte zu übertreffen scheinen. Daher die Kunst Krankheiten an- und wegzuzaubern, Geister

ster zu beschwören, in Eingeweiden der Thiere, Vogelflug, den Gestirnen künftiges Schicksal zu lesen, Träume zu deuten und Umgang mit den Dämonen zu haben. Das Volk, zum Glauben gezwungen, ist solchen Gauklern in die Hände gegeben, die es durch Hofnung und Furcht beliebig lenken.

Also in Babylonien, wo die Chaldäer sich in vier Sekten theilten, Chartumim, Aschaphim, Mechaschephim und Chasdim. Die ersten waren die eigentlichen Naturphilosophen, die ihre Lehre von einem Zoroaster, mit dem persischen nicht zu verwechseln, wahrscheinlich einem Baktrianer, ableiten.

Alles was ist, theilen sie ein in ewige, d. i. End- und Anfanglose, unvergängliche, d. i. Endlose aber begonnene, und vergängliche Dinge. Ewig ist nur Gott, aller Wesen einziger Ursprung, das Eine und Gute, dem Licht und der Wahrheit gleich. Durch Ausfluß aus seinem Wesen entstanden vor allen die unvergänglichen Dinge. Zuerst das überweltliche Licht, ein

ein unendlicher Lichtraum, der Genien und Dämonen Wohnsitz; hierauf die Geister selbst, die glänzenden wie die finstern, auch die menschlichen Seelen, welche, als Theile aus dem Wesen der Gottheit geflossen, nicht materiell, unsterblich sind. Wegen Verlusts der Flügel, Abfall von der angebornen Vollkommenheit, wurden sie mit Leibern verbunden, und je nachdem sie in diesen gut oder bös gehandelt, gelangen sie nach der Trennung in den unendlichen Lichtraum oder müssen in andre Körper überwandern. Hierauf entsprangen aus der Gottheit die vergänglichen Dinge, eine dreifache Welt, das Empyreum, die Meteor-Welt und die materielle. In der ersten befindet sich die ganze Welt, als in ihrem Raume; in der zweiten wandeln die Gestirne; in der dritten sind Erde, Luft und Wasser.

Die Gottheit ist Weltseele, ein in die ganze Materie ergossener Geist. Unter den Geistern giebt es höhere und niedere, gute und böse, wohl- und übelwollende, verschieden an Verstand und Macht.

War dies wirklich des chaldäischen Zoroasters älteste Lehre; so war der Uebergang von ihr zur Theurgie und Magie ziemlich leicht. Aber auch die Astronomie, welche zu kultiviren den Aschaphim oblag, mußte dann bald in Astrologie, Sterndeuterei, ausarten. Sterndeuter waren die Chasdim, (Chaldäer im engern Sinn), Magi, Theurgen, Beschwörer und Zauberer waren die Mechaschephim.

Die letztern gaben vor, durch Metalle, Pflanzen, Thiere, Gutes herbeibringen, Böses abwenden, Künftiges vorhersagen, Verborgnes entdecken zu können. Dazu bedienten sie sich gewisser Bilder, welche, wenn sie Böses abwenden, Talismane, wenn sie Künftiges zu erfahren dienen sollten, Teraphim hießen. Hierin bestand die eigentliche Magie. Die Theurgie, welche Umgang und Gemeinschaft mit den Göttern und Dämonen voraussetzt, zwang durch Zauberformeln, gute Geister zu erscheinen, böse sich zu entfernen, jene, dem Menschen zu nutzen, diese, ihm nicht zu schaden.

Die Astrologen enthüllten die Zukunft auch aus der Stellung der Gestirne (Constellation), von deren inwohnenden Geistern sie durch gewisse Formeln, Ceremonien, Opfer eine übernatürliche Kraft zu erhalten meinten. Die Bilder des Thierkreises standen mit den Gliedern des menschlichen Körpers in Sympathie, und hienach beurtheilten sie die Krankheiten. Jeder Planet hatte seine besondre Bedeutung, vorzüglich wenn er in einem bestimmten Zeichen des Thierkreises stand. Temperament, Gemüthsart, Gesundheit und Schicksale des Menschen, der unter einer gewissen Constellation geboren wird, richten sich nach der Beschaffenheit des herrschenden Sterns.

Alles dieses war zu wissenschaftlicher Gestalt ausgesponnen, in Kunst verwandelt, die durch Schein von Tiefsinn sich ein Ansehn zu verschaffen wußte. Indeß verstand man nichts von der Heilkunst, sondern setzte Kranke öffentlich aus, damit jeder seinen guten Rath ertheilen könne. So wurden Aberglaube und Unwissenheit immer

schädlicher und gefährlicher, je weniger die wahre Wissenschaft gefördert ward. Selbst aber das Studium der Physik und Astronomie befreien nicht vom Aberglauben, sobald man sich vom Wege der reinen Beobachtung entfernt, und am wenigsten befreien sie davon in Dingen, die auf psychologischen Grundsätzen beruhen. Geht durch diese aber erst das Licht der wahren Aufklärung hervor; so mußte wohl in Babylonien ziemlich tiefe Geistesnacht herrschen.

In der That also können wir keinen hohen Kulturgrad für die Nation annehmen, denn Technik und bloße Civilisation berechtigen ein Volk nicht zu einem hohen Range.

Sehen wir aber, wie es eine Reihe von achtzig Jahren herab, fast unaufhörlich in Kriege verwickelt, von Triumph zu Triumph eilt; so fangen wir an zu muthmaßen, daß es in Kenntniß der Kriegskunst um so mehr vorgesprungen, je weiter es, hievon vielleicht abgehalten, in Künsten des Friedens noch zurückblieb.

blieb. Fast unglaublich dünkt uns dann folgende Stelle Herders:

„Alle Eroberungen des Ninus und der Semiramis waren nichts weiter, als Streifereien. Die Assyrer waren, ihrer Stammesart zu Folge, streifende Bergvölker, die sich nur durch Erobern und Plündern einen Namen machten. Araber und Chaldäer halfen ihnen in dieser Beschäftigung. Die letzteren, ihrer Stammart und ihren Wohnsitzen nach, räuberische Kurden, zeichneten sich gleichfalls durch nichts, als durch Verwüstungen aus, und waren sogar eine Zeitlang die Oberherrn der Babylonier.“

Genauer erforscht zeigt sich indeß auch dieses nur zu wahr.

Es hat auffallen müssen, daß jederzeit eine einzige Schlacht das Schicksal eines ganzen Reichs entschied. Nie sahen wir ein Heer nach der ersten Niederlage sich wieder erholen und aufs Neue setzen; alle Kriege waren durch einen Feldzug entschieden, und eine gewonnene Schlacht zog stets die Eroberung des ganzen Königreichs

nach

nach sich. Nie haben wir gesehen, daß ein Heer von einem vortheilhaften Posten Nutzen gezogen, den Krieg in ein mit Buschwerk bewachsenes Land zu ziehen, von hohlen Wegen Gebrauch zu machen, den Feind zu überfallen, gegen seinen Angriff sich sicher zu stellen, mit Kunst einen Hinterhalt zu legen, den Feldzug geschickt in die Länge zu ziehen, ein Treffen mit einem überlegenen Feinde zu vermeiden, ihn dahin zu bringen, daß er aus Mangel von Lebensmitteln und Fütterung sich selbst verzehren muß, verstanden hätte. Nie haben wir gesehen, daß man den Ort gewählt, wo man einen Flügel des Heers an Flüsse, Sümpfe, Anhöhen gestellt, um nicht überflügelt zu werden, und kein Wort von Marsch und Contremarsch.

Wie denn also? — Es ist ein großer Unterschied zwischen der Lieferung eines Treffens und der Leitung der Operationen eines Feldzugs. Dort kann man siegen durch größere Zahl und Tapferkeit der Truppen, Verstand und Einsicht haben sehr wenig Antheil an der gewonnenen

Schlacht; hier sind die letzten nöthiger, denn kein Plan zu einem Feldzug ohne sie. Besteht nun die Kriegs kunst vornehmlich in dem Letzteren; so läßt sich nachweisen, daß man in jenen Zeiten sie ganz und gar nicht besaß.

Gieng man nicht in den meisten Fällen ohne Plan, oft ohne gehörige Rüstung sogar, ins Feld? Heere, ungeheuer an Anzahl, zogen aus, und man wußte nicht einmal, woher für die unzählbare Macht die Lebensmittel nehmen. Indeß war es vielleicht so nöthig nicht, hierauf sehr zu sorgen, weil der Krieg von zu langer Dauer nicht seyn konnte, und man im Belagerungsfall sich gleich in Besitz der Aernten setzte.

Angriff und Vertheidigung fester Plätze gab es schon, wiewohl beides freilich auch nur in seinen rohesten Anfängen. Die Art, eine Festung anzugreifen, war gewöhnlich diese, sie mit Wall und Graben so eng einzuschließen, daß kein Einwohner heraus kommen konnte. Hoffen durfte man indeß nicht, einen Ort durch Hunger

ger zur Uebergabe zu zwingen, denn darauf hatte man sich unstreitig dadurch vorgesehen, daß man das nöthige Feld mit in die Ringmauern einschloß. Angriff war also nöthig. Die Sturmböcke wurden angerückt, um die Thore oder Mauern einzustürzen. Hatte man eine Bresche gemacht, so lief man Sturm. Hiezu wurden wieder Anhöhen aufgeworfen, und diese mit Bogenschützen oder Schleuderern besetzt, um die Belagerten von der Bresche abzuhalten. Im Nothfall untergrub man auch die Mauern, um ihren Umsturz zu bewirken.

Um die Plätze aber zu vertheidigen, diente die Stärke und Dicke der Mauern, die Breite des sie umgebenden Grabens, die Höhe der Thürme, und verschiedene Maschinen, mit denen man Pfeile und Steine in die Ferne warf, welche Mittel damals hinreichten, eine Festung lange zu halten.

Im Treffen bediente man sich der Schleudern, der Streitäxte, Bogen und Pfeile. Degen und Säbel soll Belus erfunden haben, und

gestehen muß man, er hat des Krieges blutiges Handwerk dadurch geadelt, da die ersten Waffen nach Lucrez:

Hand und Faust und Gebiß, da siehe die ältesten Waffen,

die späteren Steine und Keulen wohl unedler seyn mögen. Sich zu sichern diente Helm und Cüraß, vor allem aber der Schild. Ob man Fahnen und Trompeten, als leitende Zeichen im Handgemenge gekannt, ist ungewiß. Daß man auch Thiere zum Kampfe abgerichtet, haben wir gesehen, damals waren es Pferde, Elephanten und Kameele.

Ob und wie man Leute zum Kriegsdienst warb, ist ungewiß. Die Geworbenen oder Aufgebotenen, scheint es, erhielten keinen Sold, sondern nur Antheil an der Beute, und daher, daß jeder Feldzug einem Streifzug von Räubern glich. Der Geist, der jene Kriege beseelte, macht diese Gleichheit noch stärker.

Mit äußerster Grausamkeit haben wir die Kriege noch unter Ninus führen sehen, wo

Plün-

Plünderung und Mord auch nach dem Siege fortwütheten. Ganze Völker wurden gewürgt, und die Fürsten traf kein besseres Loos als den geringsten ihrer Unterthanen. Nur unter der sanfteren Staatsklugen Semiramis wurde dies menschlicher, sie scheint die erste Ahndung von einem Völkerrecht gehabt zu haben. Ob auch von Menschenwürde, wissen wir nicht, denn uns mangeln die Nachrichten, wie sie mit den Eroberten und den Gefangenen verfahren sey. Von ihren Nachfolgern wissen wir, daß sie nicht bloß die Länder entvölkerten und verwüsteten, sondern auch, was das Schwert noch verschont hatte, in die Gefangenschaft schleppten. Sie sahen die Menschen wie Früchte der Erde an, die man beliebig aus Gegend in Gegend verpflanzen könne.

Auf solche Weise führte man den Krieg, und bedenkt man nun, daß die Völker fast beständig die Waffen in den Händen hatten, die Kriege, Plünderungen, Räubereien und Zerstörungen fast nie endeten; so kann man nicht um-

umhin, den obigen Ausspruch vollkommen zu bestätigen. Indeß ist auch gewiß, daß sich der Anfang zu einer besseren Einrichtung zeigt. Sind gleich alle Fortschritte der Menschenwelt langsam, alle ersten Einrichtungen mangelhaft; so benutzt man doch immer die gesammelten Beobachtungen zu einem Besseren. Auch hier sind Spuren davon sichtbar.

Je größere Reiche entstanden, desto mehr geläuterte Begriffe erhielt man über die Staatskunst, und je reiner die Begriffe über die Staatskunst wurden, um so menschlicher wurden auch die Kriege, um so veränderter die Kriegskunst. Die kleinen Reiche hatten sich ewig befehdet, und eins nach dem andern stürzte in Trümmern; jetzt aber suchte man diesem vorzubauen, und ergriff Maasregeln, sich vor Angriffen und Ueberfällen mehr zu sichern. Nicht nur wurden die Städte mehr befestigt, sondern man fieng auch an, an den Grenzen, wo am meisten der feindliche Ueberfall drohte, Festungen anzulegen. Durch diese deckte man das innre Land, und

durch stehende Heere, die zu jeder Stunde schlagfertig waren, machte man sich dem Feinde furchtbar, der den Gewärtigen so leicht nicht anzugreifen wagte. Dadurch hörte das Land auf, die Beute jedes eindringenden Schwarms zu werden, und so traurigen Verwüstungen ausgesetzt zu seyn. Der Krieg, vom Mittelpunkt entfernt, wurde näher den Grenzen geführt, der Landbau, der Flor der Manufakturen litt weniger darunter, und viele der sonst durch die Eroberungen verursachten Uebel verschwanden.

Zu diesem allem also liegt der Keim in der Zeit, von der wir reden, vorhanden. Auf die günstigern oder ungünstigern Umstände wird es ankommen, ob er sich entfaltet.

Ninyas.

Zwei und vierzig Jahre regirte Semiramis, Babylon stieg in neuem Glanze auf, ein Viertheil der damaligen Welt ward erobert, und Assyrien wußte nichts von dem Sohne des Ninus und der Semiramis, der, wie es scheint, im Serail unter den Weibern lebte. Als hätte er, sagt Justin, mit der Mutter das Geschlecht verwechselt, ergraute er, von Männern selten gesehen, unter Weibern. Zufrieden mit dem von den Aeltern geordneten Reiche, ließ er die Waffen ruhen.

Wer wollte ihm das Letzte unbedingt zum Vorwurf machen? Nun wenn es aus bloßer Trägheit, mit Aufopferung der Nation geschehen wäre. Geschah's aus Grundsatz, dann gewiß nicht! Nur daß der erste Punkt einen

weib-

weibsüchtigen Weichling zeigt, von dem jenes mehr, als dieses, zu erwarten ist. War er aber ein solcher, dann freilich schlimm für sein Volk, aber — laßt uns gerecht seyn! — Semiramis dürfte, nur zu glaublich, dieser Schuld bei weitem größere Hälfte tragen.

Indeß hat dieser Fürst in seiner acht und dreißig jährigen Regirung wirklich mehr, als was der kärgliche Justin von ihm berichtet, gethan, hat etwas gethan, wodurch Goguet sich berechtigt hält, seine Regirung für ein Muster zu halten, weil die Staatskunst darin ihren Gipfel erreicht.

Der Endzweck seiner Regirung war, des Monarchen Ruhe zu sichern, und allen, die Ruhe des Staats gefährenden, Unternehmungen vorzubeugen. Die Maasregeln, — sagt Goguet — konnten nicht weiser, nicht gerechter seyn. Alljährlich hob man auf seinen Befehl in jeder Provinz eine Anzahl Truppen aus. Dies Heer ließ er um die Hauptstadt in ein Lager ziehen, zu Ende des Jahres aus einander,

ander, jeden in seine Heimath, gehen, und ein neues das alte ablösen. Erhielt er seine Unterthanen durch ein stets bereites Heer im Gehorsam, so verhütete er durch dessen jährlichen Wechsel, daß dieses nicht selbst am Ende seine Uebermacht ihm fühlen ließe und Aufruhr erregte. Zugleich war er behutsam genug, die Verwaltung der Provinzen nur solchen zu vertrauen, die ihm durchaus ergeben waren, und auch diese mußten jährlich nach der Hauptstadt, um ihm Rechenschaft abzulegen. Seine Hauptsorge war immer, an die Spitze des Heers geschickte Feldherrn, in die Provinzen erfahrne Statthalter, in die Räthe verständige Richter zu setzen, und so durch alle diese Anstalten, Ordnung im Staate zu erhalten.

Denselben Maasregeln, welchen er die Ruhe im Innern, verdankte er auch den Frieden von außen, dessen sein Reich während seiner ganzen Regirung genoß, und so bestätigt sich uns schon der Nutzen des stehenden Heeres und der geläuterten Begriffe von Staatskunst,

wel-

welche nur Folge von Entstehung größrer Reiche ist.

Unter solchen Umständen aber muß man mit dem Verdammungsspruch gegen des Ninus Sohn allerdings anstehen. Zwei Ursachen können ihn zu seinen Maasregeln bewogen haben, entweder reife Benutzung der Erfahrung, oder Furcht, vielleicht beide. Im ersten Falle wäre er ein zweiter Belus, im andern verliert sein Benehmen allerdings, wenn nicht am Nutzen, doch gewiß an moralischem Werthe.

Die Geschichtschreiber sind nur zu geneigt, einzig die letzte Motive gelten zu lassen, und beschuldigen ihn eines Machiavelismus. Die ganzen Anstalten, sagen sie, seyen nur gemacht, um den Weichling sicherer in den Armen seiner Weiber schlummern zu lassen. Wie aber? Wäre solch ein Automat wohl solcher Maasregeln, solcher Entschließungen fähig gewesen? An Geist kann es dem, der solche Mittel ergreift, doch in der That nicht fehlen, und Machiavelismus, wie verabscheuungswerth er auch ist, erfordert nicht wenig Geist. Die

Sage,

Sage, daß er bloß durch Beischläferinnen und Verschnittene mit seinen Völkern verkehrte, widerlegt sich hinlänglich dadurch, daß er ihm ergebene Heerführer hatte, und seine Leute, so gut zu wählen verstand.

Das Wahre über Ninyas dürfte wohl dieses seyn.

Hintangesetzt, vielleicht wohl unterdrückt sogar von seiner Mutter, wuchs er im Serail auf, wohin ihn zu verweisen eine eigennützige Politik für rathsam finden konnte. Fern von der Welt ward er zurückgezogen, und wer weiß durch welche Behandlung blöd und furchtsam. Das aber hinderte nicht, daß er nicht allerlei Betrachtungen anstellen und sich an die Wenigen, die ihm etwa Ergebenheit bezeigen mochten, um so fester anschließen konnte. Einem Thronerben muß es ja aber wohl, zuweilen wenigstens, einfallen, auch er werde einst regiren, und wie er dann regiren wolle, dieser Gedanke wird der Zeitvertreib seiner müssigen Stunden. Steht der Thronerbe mit dem Thronbesitzer in keinem guten Vernehmen, so wird meist sein erster

Ge-

Gedanke seyn, von allem, was bis jetzt geschah, das gerade Gegentheil zu thun. Bei Ninyas war dies eine Regirung voll Frieden, und es konnte sehr wohl seyn, daß er durch verständige Benutzung der Erfahrung sich jene staatsklugen Maximen bildete, von denen er nachher Anwendung machte. Die ihm natürlich gewordene Furchtsamkeit begünstigte diese Maximen, und er säumte also nicht, von ihnen Gebrauch zu machen. Und was nun seine Abgeschiedenheit von der Welt betrifft, so werden wir nicht nöthig haben, sie weder seiner Versunkenheit in Wollust zuzuschreiben, noch mit G o g u e t anzunehmen, daß er durch Unsichtbarkeit eine größere Ehrfurcht gegen seine Person habe einflößen wollen. Ihr Grund liegt in einer durch funfzig Jahre festgewurzelten Gewohnheit, die sich so leicht nicht besiegen läßt.

Von dem Vorwurf der Blödsinnigkeit rettet ihn also die Verständigkeit seiner Maasregeln, von dem der wollüstigen Erschlaffheit sein gegen die Mutter gefaßter Entschluß. Was

hät-

hätte es den bloß Sinnlichen bekümmert, wer regiere, wenn nur er unumschränkt über seine Weiber regirt! Wer eines andern Entschlusses fähig war, mußte andre Wünsche genährt haben. Entfernt von der Mutter kannte er die kindliche Liebe nicht, zurückgesetzt von der Mutter hatte sich ein Groll gegen sie in seinem Herzen festgesetzt, und da sie ihm ewig leben zu wollen schien, ward ihm der Gedanke unerträglich, seine Plane vielleicht nie zur Ausführung zu bringen. Er setzte sich also in die Verfassung, dies zu können, und zeigt sich uns als einen, zwar furchtsamen, aber sonst verständigen, klugen Regenten, der seinen eignen Vortheil mit dem Vortheil des Volks wohl zu vereinigen verstand, und den die Furcht Behutsamkeit lehrte, wie seine Einsamkeit ihm Nachdenken gelehrt hatte.

Ohne offenbare Ungerechtigkeit läßt sich über ihn, unter dessen Regirung der Staat zu Ruh' und Festigkeit gelangte, nichts anderes aussagen. War er vielleicht zu bequem, mehr zu thun, so wissen wir doch auch, den beabsichtig-

tigten Muttermord abgerechnet, nichts Böses von ihm, und das ist mehr, als man von vielen Regenten rühmen kann, ja, wir haben sogar Grund zu schließen, daß er ein gerechter Regent war, und das ist sehr viel, und genug, sein Andenken von der Schmach zu reinigen, womit es bisher geschändet war.

Er starb, wir wissen nicht wie, wahrscheinlich ruhig auf seinem Lager; und hinterließ den Staat gesicherter, als er ihn überkommen hatte, ruhig durch Gesetze, stark durch verbundene, geübte Macht.

Der Despotismus in seinen Principien und Folgen.

Was Gerechtigkeit und Billigkeit fodern, ist nun gethan, um Ninyas Ehre zu retten. Es mag vielleicht nicht seine Schuld seyn, allein gewiß ist es, daß er nichts desto weniger den Grund zum systematisirten Despotismus legte, und diese Folge seiner Regirungsart ist freilich traurig genug, allein zu wichtig auch, um nicht einen betrachtenden Blick darauf zu werfen. Montesquieu wird uns leiten, wenn wir vor allen Dingen die Natur des Despotismus untersuchen.

Dieser geistreiche Schriftsteller unterscheidet dreierlei Regirungsarten, republikanische, monarchische und despotische. Richtiger aber Tacitus: es regirt Volk, Adel, oder Einer. Forstner in seinen politischen

An-

Anmerkungen zum Tacitus macht hierüber folgende Bemerkung: „Welche Regirungsart die bessere sey, darüber hat man lange gestritten, allein zur Zeit nichts weiter ausgemacht, als keine sey ganz vollkommen. Das hat die Weisheit Gottes so veranstaltet, die uns zeigen will, hienieden sey kein bleibendes Reich für uns. Wir haben ein anderes Vaterland, so lange wir aber hier wallen, muß uns die Regirungsart die liebste seyn, unter der wir geboren sind.“ Zufriedenheit ist eine schöne Gabe, und Forstners Rath gut, weil er von drei rechtlichen Regirungsarten spricht. Wer diese Zufriedenheit auch auf die unrechtliche ausdehnt, ist verächtlich. Unrechtlich ist der Despotismus, und verdient nicht den Namen einer Regirungsform, da er nichts als ein Auswuchs der Monarchie ist. Von Montesquieu sagen wir nicht, er sey verächtlich. Wir nehmen an, er habe nicht schildern wollen, was seyn sollte, sondern was ist, wie auch Machiavell, und so hat er uns sehr gleichende Gemälde geliefert.

„Im monarchischen Staat regirt ein einziger nach hergebrachten Staats-Grundgesetzen, im despotischen beugt ein Einziger, ohne Gesetz und Ordnung, alles unter seinen eigenmächtigen und eigensinnigen Willen.

„Die Natur der despotischen Gewalt bringt es mit sich, daß der Einzige, dem sie zusteht, sie auch durch einen Einzigen ausüben lasse. Ein Mensch, welchen alles, was er sieht und hört, nur immer daran erinnert, daß er alles, und das Volk nichts sey, denkt bei seiner natürlichen Dummheit und Trägheit freilich auf nichts als Befriedigung seiner Sinne, und hat folglich weder Zeit noch Lust, sich mit Staatsgeschäften zu befassen. Wollte er sie nun mehreren anvertrauen, so würde es ein beständiges Gezänk unter ihnen geben, indem jeder den andern würde zurückdrängen und selbst der erste Sclav seyn wollen. Da müßte denn der Despot nothwendig selbst die Geschäftsführung übernehmen. Allen diesen Unbequemlichkeiten ent-

entgeht er durch Bestellung eines Großveziers; aber dann muß dieser auch die nämliche Macht haben, die der Despot hat.

„Ein Kardinal, der sich zu nichts weniger, als Regirungsgeschäften, geschickt fühlte, so erzählt man, weigerte sich lange, die auf ihn gefallene Papstwahl anzunehmen. Endlich that er es, ließ seinen Nepoten regiren, und gestand, daß er Unrecht gehabt hätte, sich die Sache so schwer vorzustellen. Ebrn so verhält sich's mit jenen Fürsten des Orients. Wenn man sie aus den Gefängnissen, in welchen elende Verschnittene alle Kräfte ihres Verstandes und Willens unterbunden haben, ja wohl oft sie in gänzlicher Unwissenheit ihres Daseyns ließen, jählings herauszieht, und auf den Thron setzt, so bleiben sie zwar wohl Anfangs ein wenig betäubt: allein sobald sie nur einen Vezier ernannt haben, und sich in ihrem Serail jeder Art von Sinnenlust überlassen; sobald sie sehen, daß alles um sie her ehrerbietig schweigt, und geneigt ist, ihre unsinnigsten

Einfälle blindlings zu befolgen, so finden sie auch, nichts sey leichter, als Völker zu regiren.

„Je weitläuftiger das Reich, je mehr wird das Serail mit Schönheiten angefüllt, und je mehr verliert sich der Fürst in sinnlichen Vergnügungen. Je mehr Völker in dergleichen Staaten unter der Herrschaft des Despoten stehen, je weniger denkt er daran, sie zu regiren, desto minder werden sie beherziget.

„Die Triebfeder aber, welche die ganze despotische Staatsmaschine in Bewegung setzt, ist Furcht. Die ungemessene Gewalt des Sultans geht dort ganz in die Hände dessen über, den er damit betrauet. Männer von Selbstgefühl und Bewußtseyn könnten da leicht weitaussehende Dinge unternehmen; darum muß man den Muth gar nicht aufkommen lassen, sondern ihn vielmehr bis auf den kleinsten Funken ersticken.

„Wenn in einem despotischen Staate der Despot nicht immer mit aufgehobenem Arme dräuet, wenn er nicht immer, und augenblicklich,

lich, seine vornehmsten Gewalthaber vernichten kann; so geht alles zu Grunde. Man kann von dieser monströsen Regierung ohn Entsetzen gar nicht reden hören.

„In despotischen Staaten verlangt die Natur der Verfassung, daß man dem Beherrscher blindlings gehorche. Die Wirkung seines gegebenen Befehls muß so unfehlbar seyn, als die Wirkung einer auf dem Billard abgestoßenen Kugel.

„Bei solchen Machtgeboten gilt keine Modifikation, keine Vorstellung, keine Ausrede, noch Widerrede, ja nicht einmal ein ähnlicher, oder noch besserer Vorschlag. Man darf weder über die Mißlichkeit des erhaltenen Auftrags Bedenklichkeiten äußern, noch, wenn er verunglückt, sich mit der Macht des Schicksals entschuldigen. Instinkt, blinder Gehorsam und Strafe, sind dort das Loos der Menschen, wie der Thiere. Vergeblich würde man sich auf das berufen, was man Aeltern, Gatten und Kindern, vergeblich auf das, was man der

Ehre

Ehre und der Gesundheit schuldig ist. Der Fürst will es, und damit ist's genug.

„Hat der Fürst über jemanden das Verdammungsurtheil gesprochen, so darf man weder Entschuldigung noch Vorbitte einlegen. Vollzogen muß es werden, sollte es auch in trunkenem Muthe, oder gar im Wahnwitz gesprochen seyn, denn das Gesetz darf sich nicht widersprechen; der Wille des Fürsten aber ist das Gesetz.

„Erziehung und andere Einrichtungen richten sich hienach.

„Die Erziehung arbeitet, das Selbstgefühl zu unterdrücken, sie muß knechtisch seyn. Hiebei fahren selbst diejenigen wohl, welche in Umstände kommen, über andere zu gebieten, weil dort niemand Tyrann seyn kann, der nicht zugleich Sklav wäre.

„Die Erziehung, sonst eine Anweisung zum geselligen Leben, hat hier wenig zu thun, und schränkt sich bloß darauf ein, dem Gemüthe Furcht, und dem Gedächtniß einige ganz einfache Dogmen einzuprägen. Wozu sollte man

einem Menschen dort große und erhabene Gesinnungen einzuflößen suchen? Liebt er den Staat, so wird er seine Verfassung zu reformiren suchen: mißglückte der Versuch; so wäre es um ihn geschehen. In despotischen Staaten darf man nichts Großes und Erhabnes suchen.

„Wie die Furcht das Princip der despotischen Staaten ausmacht, so macht die Stille ihren Zweck aus; aber das ist keine Stille des Friedens, das ist die Stille einer Stadt, vor welcher der Feind liegt.

„Man glaubt in solchen Ländern für die Erhaltung des Staats gesorgt zu haben, wenn für die Erhaltung des Fürsten, oder vielmehr des Serails gesorgt ist, aus welchem er seine Befehle ergehen läßt. Alles, was nicht unmittelbar dem Serail oder der Hauptstadt Gefahr droht, macht auf unwissende, mit Vorurtheilen angefüllte, Köpfe, keinen Eindruck; und von der Verkettung der Ereignisse können sie sich kaum einen Begriff machen, geschweige ihre Folgen berechnen.

„Alles kommt dort darauf an, die politische und bürgerliche Regirung mit der Regirung des Hofstaats, und die Staatsbeamten mit den Vorstehern des Serails einig zu erhalten.

„Aus Mangel von Sicherheit des Eigenthums leidet Landbau und Betriebsamkeit. Man läßt alles eingehen, und ist zufrieden, wenn die Wände eines Hauses so lange zusammenhalten, als man noch zu leben glaubt.

„Da nun aber ein solcher Fürst gewohnt ist, zu Hause und in seinem Reiche überall so blinden Gehorsam zu finden, hält er sich durch den Widerstand einer auswärtigen, mit ihm Krieg führenden, Macht für äußerst beleidigt, und überläßt sich um desto zügelloser ganz allein den Eingebungen der Wuth und der Rache, je fremder wahrer Heldenruhm ihm stets geblieben ist. Kein Wunder dann, wenn die Kriege, welche Despoten führen, ihre ganze Abscheulichkeit behalten, und von der Temperatur des Völkerrechts wenig annehmen.

„Meist

„Meist führte eine übermäßig große Eroberung zum Despotismus. Die in den Provinzen garnisonirenden Truppen reichen für die Sicherheit des Fürsten nicht mehr hin, und er muß stets ein Korps um seine Person haben, auf dessen Treue er sich verlassen kann, und welches zu allen Augenblicken bereit ist, über denjenigen Theil des Reichs herzufallen, in welchem Unruhen entstehen. Dieses Korps muß alle anderen Truppen in ihrer Schuldigkeit erhalten, und allen denen Furcht einflößen, welchen der Fürst nothwendig einen Theil der Gewalt anvertraut. Diese einzelnen Kräfte sollen die Kraft des Ganzen in Ordnung halten.

„Nach diesem allem, und nach dem gewaltigen Hange aller Völker zur Freiheit sowohl, als nach ihrem Abscheu für Tyrannei zu urtheilen, sollte man glauben, daß die Menschen unaufhörlich wider den Despotismus zu Felde ziehen müßten, und gleichwohl sehen wir ihn. Es geht aber damit ganz natürlich zu. Um eine vernünftige und gemäßigte Regierung ein-

zuführen, muß man alle verschiedene Staats-kräfte berechnen, verbinden, in Bewegung setzen und gegen einander in Gleichgewicht bringen. Eine solche Regirung ist das Meisterwerk der Gesetzgebung, welches aber freilich dem Zufall selten gelingt, und der Klugheit selten überlassen wird. Mit der despotischen Regirung hergegen ist man in einem Augenblick fertig. Ein einziger Satz herrscht durch das ganze System. Da man nur Leidenschaften haben darf, um als Despot zu regiren, so hat auch jeder das dazu erfoderliche Talent.

„Viel kommt hiebei auf das Klima an. Große Hitze schwächt den Menschen und macht ihn muthlos, kälteres Klima giebt dem Geiste, wie dem Körper eine gewisse Energie, die ihn zu großen, Muth und Beharrlichkeit erfodernden, Thaten geschickt macht. Darum finden wir die Bewohner heißer Länder bald muthlos und unterjocht, die Nordländer frei und unbezwungen.“

Genug jetzt, um Ursprung, Natur und Folgen des Despotismus, dieser verabscheuungswerthen Regirungsart, zu erkennen, wo Trägheit, Faulheit und Wollüste aller Art so sehr den Stempel der Menschheit in den Menschen verwischen, daß nur rohe Brutalität von der einen, und schändlicher Sklavensinn von der andern Seite herrschen.

Folgen wir aber dem Faden der Geschichte, und die erste Karrikatur der Menschheit wird sich uns deutlich genug zeigen.

Assyriens Despoten.

Ein Zeitraum von mehr als tausend Jahren vergeht, und die Geschichte weiß wenig mehr von Groß-Assyriens meisten Regenten, als daß sie da gewesen sind. Vielleicht aber sind auch Dieser Thaten nur im Andenken der Menschen verloren gegangen? Goguet muthmaßt dies.

„Insgemein — sagt er — schreibt man die Dunkelheit ihrer Regierungen der Weichlichkeit und Indolenz bei, worin man diese Monarchen gelebt zu haben beschuldigt. Möglich aber, daß diese Dunkelheit minder aus ihrer Nachlässigkeit, als von der Ruh' entspringt, deren Genuß sie den Völkern zu verschaffen bedacht waren. Die Tugenden eines stillen und ruhigen Lebens machen nicht den Eindruck des kriegerischen Glanzes. Fast von

nichts erzählt die Geschichte, als von Eroberungen und Staatsumwälzungen, vornehmlich wenn die Geschichtschreiber von ihnen fremden Ländern reden. Die Geschichte der ältesten Völker kennen wir fast nur durch Berichte der Griechen. Diese achteten nur kriegerische Nationen, und würdigten Ninivehs ruhige Fürsten keiner Bemerkung. Liebhaber des Wunderbaren, fanden sie in der Geschichte dieser Monarchen keinen Stoff, der die Einbildungskraft beschäftigte, und durch Wechsel anziehend würde.

„Man kann deshalb vermuthen, daß Ninyas Nachfolger nicht ganz dem Gemählde geglichen, das man von ihnen macht. Durchgehends eingestanden ist, daß keine Monarchie so langen Bestand gehabt, als die assyrische. Während des Verlaufs so vieler Jahrhunderte ist nicht die Rede nur von einer einzigen Staatsveränderung? Würde sich aber wohl dieses Reich einen so langen Zeitraum hindurch ohne Unruhe und Empörung erhalten haben, wenn die

die dasselbe beherrschenden Könige wirklich die weichlichen Wollüstlinge waren, wie man sie schildert? Wahrscheinlich beschäftigten sie sich mit nichts, als der Sorge, ihre Völker in Ruhe zu regiren, und darum schweigen Griechenlands Geschichtschreiber über sie. Ist aber das Grund genug, sie zu verachten?"

Wenn keine andere Gründe das Gegentheil wahrscheinlicher machen, gewiß nicht! Vor allen Dingen aber fragt man wohl, ob's auch gegründet sey, daß es Unruhen und Staatsumwälzungen unter jenen Regenten gar nicht gegeben habe.

Gatterer sagt: „Man will uns bereden, daß die assyrische Monarchie über tausend Jahre ohne alle Staatsveränderungen, und noch dazu unter lauter sorglosen und wollüstigen Königen gedauert habe. Dies ist wider alle historische Analogie, die von keinem Staate weiß, der sich ohne Revolutionen ein ganzes Jahrtausend erhalten hat. Schon hieraus darf man dreist schließen, daß es auch in der Assyrischen Mon-

archie nicht an Staatsveränderungen gefehlt haben werde.“

Durch Betrachtung jener Zeiten im synchronistischen Zusammenhange ist es diesem scharfen und fleißigen Forscher gelungen, einige jener Revolutionen ganz deutlich zu entdecken. Andre aber hat uns sogar die Geschichte selbst aufbewahrt. Wir hören von Kriegen, welche verschiedene Nachfolger des Ninyas geführt, von Erweiterungen des Reichs, von der Furchtbarkeit der Assyrer, ja von Entthronung eines Königs durch den Oberaufseher seiner Gärten, der den erledigten Thron selbst einnahm. Fehlen aber auch die näheren Umstände von diesem allem; so wissen wir doch genug, um nach Wahrscheinlichkeit und Analogie nicht unsichre Schlüsse daraus zu ziehen.

Höhere Kultur und tiefere Entartung sind beide nur das allmählige Werk der Zeit. Ninyas erste Nachfolger waren die weibischen Sultane nicht, die man aus ihnen macht, später herab entarteten sie mehr. Wirklich bezeugt das

das die Geschichte, welche von Arios, Balåos und Mamythos Thaten redet. Nun aber folgt wieder eine Reihe, wo sie schweigt. Und da diese Reihe mit der verbuhlten Atossa schließt, welche ihr Vater, troz ihrer schändlichen Ausschweifungen, zu sich auf den Thron erhob, unmittelbar hierauf aber Balatores (oder Belctoras) Verschwörung gegen den Thron folgt; so kann man dreierlei nicht ohne Grund hieraus folgern. Diese Regenten nämlich mochten tiefer und immer tiefer gesunken seyn, bis Atossa in den schmutzigsten Abgrund der Versunkenheit hinabsank. Hiedurch aber führten sie auch die Despotie ihrem Gipfel näher. Innerhalb des Serails lagen ihre Reiche, in den Händen der Veziere und Satrapen lag die Regirung, seine Fürsten bekam das Volk nicht zu sehen. Die Gemüther deren indeß, die sie umgaben, mußten gereizt, erbittert seyn: wie hätte sonst Balatores Verschwörung gelingen können! Dieser Balatores selbst aber, dem die Verschwörung gelang, der sie mit unglaublicher Kunst angelegt haben soll,

der

der sich nachher 30 Jahre auf dem Thron behauptete, gewiß muß er ein an Geist, Muth und Kraft gleich ausgezeichneter Mann gewesen seyn. Mit einem solchen kommt neue Energie auf den Thron, und man kann annehmen, von ihm an habe wieder eine Reihe besserer Regenten den Thron behauptet. Zwar ist auf ehemalige Energie wohl öfters schon, und nur allzunah, Ohnmacht, auf Größe Erbärmlichkeit gefolgt, allein wo die Nachkommen eines Usurpators den Thron behaupten, da muß wohl ein Theil von des Vaters Geist auf ihnen ruhen. Nur erst nach etlichen Geschlechtern, wo Gewohnheit ihren Besitz befestigt, Verjährung ihn geheiligt hat, können auch sie unbesorgt und ruhig ihr Leben verdauen.

So vergeht von Arios, Ninyas Nachfolger, bis auf Balatores ein Zeitraum von fünf Jahrhunderten, wo die ersten Jahrhunderte bessere, die folgenden immer schlechtere Regenten den Thron besaßen: und wie vor Balatores, so nach ihm, erst gut, dann schlechter.

Zwar erschallt noch hin und wieder eine Stimme auch von einem späteren König Groß-Assyriens, allein nur zu wahrscheinlich, daß das Benannte, von seinen Statthaltern gethan, nur unter ihm, nicht von ihm geschah, und die Geschichte muß es lernen, dies wohl von einander zu unterscheiden: denn warum soll ein gekröntes Kind, ein fürstlicher Taugenichts den Ruhm erhalten, der seinem weisen Minister, seinem tapfern Feldherrn gebührt? Diene dann jener zur chronologischen Krücke, der aber ärnte, welcher gesäet hat.

Immer noch bleibt auch so für die schlechten Regenten ein nur allzulanger Zeitraum übrig, deren Vertheidigung zu übernehmen Goguet schwerlich wagen würde. In der That sieht er sich an einer andern Stelle selbst zu dem Geständniß genöthigt, daß die Berichte von der Schlechtigkeit dieser Regenten nicht ohne Grund seyen. „Es ist — sagt er — mehr als gewiß, daß sie ein Serail hatten, wo sie ihres Lebens größten Theil in sinnlicher

Wol-

Wollust verbrachten. Ihre Kleider und Geräthe waren im höchsten Grad prächtig, und für die Ueppigkeit war vor allem gesorgt."

Da mochten sie freilich ihre Völker in Ruhe regiren, mochten sich glücklich genug fühlen. Die Völker aber, wie die? Schwerlich waren doch diese sonderlich glücklich; wie denn nun, daß sie so ruhig sich regiren ließen? Würde sich das Reich Jahrhunderte hindurch ohne Unruhe und Empörung erhalten haben, wenn die dasselbe beherrschenden Könige die weichlichen Wollüstlinge waren, wie man sie schildert? —

Wir haben gehört, wie viel hiebei auf das Klima ankomme, allein das Klima wirkte doch schwerlich allein. Sicher waren folgende Ursachen nicht wenig mitwirkend.

Die Maasregeln, Stumpfsinn des Geistes und Ertödtung des Herzens zu bewirken, waren getroffen, indem man das Gemeingut der Menschheit verschloß, und eigne Siegelbewahrer der Wahrheit niedersetzte, die, was sie wußten, mit schändlicher Klugheit für sich be-

hielten. So lange dies in seiner Giltigkeit blieb, war Aufklimmen zum Vortreflichen nicht denkbar. Das Volk verharrte in Unwissenheit, unterthänig der Regierung durch Gewalt und Religion, und die Kaste der Gelehrten, von der sich etwas für Licht und Recht hätte erwarten lassen, war durch Vortheil zu fest an den bestehenden Thron geknüpft, als dessen Wanken nicht auf jede Art, am meisten durch des Aberglaubens fast unlösbaren Zauber zu verhindern. Seelen aber, vom Aberglauben umdüstert, in denen nie der Menschenwürde heilige Ahndung aufblitzte, sind nur zur Förderung des Vegetirens gut, und Menschen mit solchen Seelen tragen jedes Joch, wofern es nur die Vegetation nicht stört. Einmal daran gewöhnt, arbeitet der gemeine Mann wie ein Lastthier fort, denn

— also wollt' es das Schicksal! —

Die Vornehmen indeß prassen von den Früchten seines Ackers, und halten, versunken in Ueppigkeit und Wollust, gern den Thron, kraft dessen sie die Mittel dazu erhalten, durch die

listig

listig gelenkte Maschine des stehenden Heeres aufrecht.

Von großen, Kraft erfodernden Thaten der Assyrer hören wir lange nichts, und hörte man auch davon, so wäre es nicht mehr die Nation in Masse, sondern der ausgehobne Krieger nur, der sie thäte. Dauernde Ruhe ward den Uebrigen. Lange Ruhe aber entnervt, entnervte Stumpfsinnige sind Sklaven, gewohnte Sklaverei wird erblich; jedes folgende Sklavengeschlecht, durch Geburt und Erziehung, seinem Thier im Stalle gleicher nimmt mit Gleichmuth Futter und Schläge hin, je nachdem es trifft. Dann wird es ja wohl auch friedlich und ruhig genug im Staate aussehn.

Auch trug das Seinige der Handel bei, den die Nähe des persischen Meerbusens begünstigte. Große Niederlagen von Leinwand, köstlichen Teppichen, Stickereien, Gewanden wurden aufgespeichert. Einigen schaffte der Handel Reichthum, andre versanken durch die Waaren in

Ueppigkeit, und diese konnten, jene wollten keine Aenderung.

Von dem Volke also war eben nichts zu besorgen, Unwissenheit, Trägheit und Ueppigkeit hatten ihm das einschläfernde Wiegenlied gesungen. Sollte eine Reform des Staats entstehen; so ließ sie nur von einem Regenten sich erwarten, der etwa den Druck bis zum Unerträglichen triebe. Das ist entweder nicht geschehen, oder man hatte noch genug zu geben.

Nicht etwa auch von einem Regenten, der selbst die Menschenwürde kennt und ehrt? — Man zeige nur, wie ein Regent, der solche Menschenthiere beherrscht, auf so was Ungereimtes, als der Gedanke an Menschenwürde ist, fallen könne; ein Regent zumal, der im Serail aufwächst, von Weichlingen und Kastraten erzogen wird, Nerven und Geist in frühem Genuß verschwelgt, der wenig davon erfuhr, wie es draußen aussieht, weil das Serail seine Welt umschließt, deren Grenzen nicht zu überschreiten vielleicht das kluge Gesetz ist,

das

das die sonst Willenlosen Diener seiner Sultanslaune ihm auferlegten. Jeder beurtheilt die Menschen nach denen, die er kennt, der Sultan, der nie einen Menschen, nur immer Sklaven sah, muß sie, denkt er überhaupt, verachten; wer aber die Menschen verachtet, kann nichts von Menschenwürde wissen, wird keine Reform für sie bewirken.

Die herbe Frucht des Despotismus allein ist es, die unter ihm gedeiht. Abgetrennt von dem Reich durch die Scheidewand des Serails und der Höflinge, wird er sich selbst Zweck der Regirung und das Reich ein Mittel. Eingewiegt in träge Ruhe, kennt er kein Geschäft, die Großen des Reichs reißen das Ruder des Staats an sich, oder Verschnittene tändeln damit. In den Provinzen geht es her, wie es kann, denn nur dem schuldigen Tribute, nicht der Verwaltung, nicht der Gerechtigkeit wird nachgefragt. Bald herrscht daher das System der Bereicherung und Erpressung, wodurch die Satrapen sich unabhängig machen, während die königliche Autorität sich

nur

nur durch erlogne Göttlichkeit behauptet, die sie aber nicht schaustellen darf, und nur durch eine Lebenswierige Gefangenschaft rettet.

Ganze brave Nationen, und die noch übrigen Edeln einer entarteten werden dadurch betrogen. Sähen sie den elenden Erdengott in seiner schmählichen Blöße, sie würden erschrecken vor der Erniedriguug, einem Menschen zu gehorchen, den man selbst noch wie einen unmündigen Knaben leiten sollte. Und siehe, da eröfnet sich ein neues Mittel, wie es möglich wird, solchen schändlichen Regirungen, ungeachtet aller sie begünstigenden Umstände, ein Ende zu machen. Männer die sich fühlen, Männer von Geist und Muth und Kraft, Männer von weitwirkendem Einfluß, solche Männer würden als Männer handeln, sobald sie als Unterthanen sich entehrt erblicken. Und wirklich war es auf diese Art, das Groß-Assyriens entadelte Könige ihren Tag erlebten.

Sardanapal hieß der letzte dieser gekrönten Schlemmer, der seine Unsterblichkeit in der Geschichte seiner Schande verdankt. Bei ihm

nicht

nicht zu verweilen wäre ein unverdientes Glück, denn wer behauptet hat, nur der Name des Edlen und treflichen sey es werth in den Annalen der Geschichte zu stehen, hat Unrecht. Die Geschichte trägt diese Namen in den Tempel des Nachruhms, und schreibt die Namen der Faulen und Schlechten an die Schandsäule. Daran stehe er, dessen niedrige Erbärmlichkeit erwiesen ist. — —

Sardanapal.
(Sardan-pul.)

Wollüstiger und weibischer hatte kein Regent noch auf dem Thron gesessen. Unsichtbar allen seinen Unterthanen, existirte er nur für seine Weiber und Verschnittenen. Seinen ganzen Tag verbrachte er unter den Mädchen auf eine Weise, als hätte er selbst sein Geschlecht vertauscht. Geschminkt und parfumirt, und geputzt mit weiblicher Kleidung, saß er da, nähte, spann und stickte mit ihnen, oder spielte Spiele, zu deren Beschreibung man einen Theil der Schaamlosigkeit dieses geilen Schwächlings haben müßte.

Während er auf diese Weise regierte, erwieß das Schicksal seinem, wie wir gesehen haben, auch nicht wenig entartetem Volk jene einzige Wohlthat, die sich einem solchen Volk er-

erweisen läßt, es erregte ihm politische Stürme. Der Feind griff die Grenzen des Reichs an, und verwüstete sie ungestraft; das in den Grenzprovinzen weniger gesunkne Volk, dieser Verwüstungen und der Bedrückungen gleich müde, empörte sich gegen seine Satrapen; ganz Assyrien zitterte: nur Sardanapal wußte nichts von diesem allem, denn niemand durfte ihm sich nahen, um nicht den Kreis seiner Freude zu stören.

Grund genug für jeden, dem das Reich und dessen Wohl am Herzen lag, in dem Regenten einen unwürdigen, schlechten Mann zu vermuthen. Indeß scheint auch das Erbärmlichste durch ein gewisses feierliches Dunkel, worein man es hüllt, bisweilen Etwas zu seyn, und wer weiß, war es nicht dennoch Sardanapal, der in seiner Einsamkeit die große Maschine lenkte, die sich unter ihm bewegte.

Bedenklichkeiten solcher Art hatte Arbaces, der Meder Feldherr, der eben, nach Ninyas Einrichtung, dieses Jahr mit seinen Truppen

pen das Lager vor Niniveh bezogen hatte. Belesis, der Oberpriester, wohl mit dem Innern des Serails bekannt, versicherte ihm, Asiens größtes Reich hange von den Launen des nichtswürdigsten Despoten ab. Dieser Gedanke war Arbaces männlicher Seele unerträglich, und große Entwürfe stiegen in ihr auf. Belesis, dies gewahrend, warf noch einen Funken hinein, der sie in Flammen setzte. Vermöge seiner Weisheit, die zu bezweifeln niemandem einfiel, befragte er die Sterne um Assyriens künftiges Schicksal, und versicherte, in ihnen gelesen zu haben, Arbaces sey für den Thron bestimmt.

Die Prophezeihung wirkte, allein Arbaces war brav, und wollte erst noch Ueberzeugung von der Nichtswürdigkeit des Königs, bevor er Maasregeln gegen ihn ergriffe. Schwer hielt es, Eingang in das, nur den Dienern der Wollüste geöffnete, Serail zu erhalten; viele Versuche wurden vergeblich gemacht, bis es endlich durch Bestechung eines Verschnittenen

nen gelang. Da sah er denn den König in seiner ganzen Schändlichkeit, wie der Geile unter den Weibern stand, mehr Weib als alle, mit geschminkten Wangen, gemahlten Augenbraunen, im weiblichen Putz, Wolle zum Spinnen vertheilend.

Bei diesem Anblick fiel auch der letzte kleine Rest von Ehrfurcht hin. Des Meders männliche Seele entbrannte in Zorn, und fest stand nun der Entschluß, den entweihten Thron zu stürzen.

Voll des gerechten Unmuths und glühend vor Schaam kehrt er zu seinen Medern zurück, versammelt sie um sich her, und erzählt was er gesehen.

„Wie? — ruft er — solch einem weibischen Weibe wären Männer unterthan? Männer, die Schwert und Waffen tragen, einer Wollespinnerin? — Ist kein Gedanke mehr an unsern Werth, an unsre Thaten von sonst? Sind wir so gar verächtlich worden, daß auch die schmähligste Erniedrigung nicht mehr un-

empört? — Thut aber, was ihr wollt! Ich hab' ihn gesehn, wie er an Weichlichkeit alle Weiber übertraf, in der Schaar seiner Dirnen, mit seinen schwimmenden Augen voll Wollust und Geilheit, hab' ihn Wolle spinnen gesehn, und kann keinem Manne gehorchen, der lieber Weib, als Mann seyn will, und sich selbst zum schlechtesten Weibe macht."

Das kriegerische Blut der Ahnen schlug noch in der Meder Herzen, sie hatte noch der Strom der allgemeinen Sinnlichkeit nicht ergriffen. Unwille verbreitete sich durchs ganze Heer, und einmüthig ward beschlossen, nicht länger einem so verächtlichen Könige zu dienen. Von Provinz zu Provinz flog der Ruf der königlichen Thaten, und überall erweckte er entschlafnen Männergeist. Bald stand ein Heer von viermal hundert tausend Mann gerüstet da, und zog auf Ninive los: Arbaces und Belesis an der Spitze.

Den Schlag dieses so nah aufziehenden Unglückschwangern Wetters mußte man wohl im

Serail vernehmen. Betäubend wirkte er. Wie ein Mann das Reich vertheidigen, ist kein Gedanke, der in die Seele eines Sardanapals kommt; wie Weiber pflegen, verkroch er sich. Seine Getreuen indeß sagten ihm, dies sey nicht der Weg, etwas zu gewinnen, er solle sich nur an der Spitze des Heeres zeigen, sicher, den Aufruhr eben so bald wie einst Semiramis niederzuschlagen. So entschloß er sich denn, vergrub nur erst seine Schätze, und zeigte sich außerhalb des Serails. Wirklich belebte seine Gegenwart das Heer, seine Truppen thaten Wunder der Tapferkeit, und die Verbündeten wurden geschlagen. Sie zogen sich in Verschanzungen zurück, weil Sardanapal sie nicht verfolgte, und gewannen hier Zeit, sich wieder zu ordnen. Dies gethan, traten sie wieder hervor, und foderten den König nun unter den Mauern seiner Hauptstadt heraus.

Bevor es zum Treffen kam, sandte Sardanapal Herolde an das feindliche Heer, welche dem, der Arbaces oder Belesis Kopf liefern wür-

würde, hohe Preise und die Statthalterschaft über Babylon und Ekbatana verhießen. Kein Schurke fand sich, und ein zweites Treffen ward geliefert, in welchem die Verbundenen nicht glücklicher, als in dem ersten, waren. Ein kluger Rückzug allein rettete sie.

Trotz allem, was bereits gegen ihn sprach, hörte Belesis doch nicht auf, einen glücklichen Ausgang zu prophezeihen. Man griff von neuem an, und wurde von neuem geschlagen, Arbaces verwundet, und das flüchtige Heer bis an die Grenzen von Babylonien verfolgt.

Während hier die Verbündeten ein Lager bezogen, verbreitete sich das Gerücht, der Satrap von Baktrien rücke mit einer beträchtlichen Verstärkung für den König heran. Arbaces gieng ihm an der Spitze seiner auserlesensten Mannschaft entgegen, entschlossen, ihn zu gewinnen; wo nicht, ihm ein Treffen zu liefern. Es bedurfte des letzteren nicht, denn muthig und Freiheitliebend, wie die Meder, waren die Baktrier; beide Heere vereinigten sich.

Sardanapal, hievon nichts ahndend, sich bereits hinlänglich sicher wähnend, vom Glücke trunken, war nicht nur wieder, was er stets gewesen war, sondern trieb jetzt öffentlich, was vordem das Serail verbarg. Mitten unter seinen Truppen gab er seinen Dirnen Feste, musterte das Heer in Weiberkleidern, und machte bald aller Disciplin im Lager ein Ende. Arbaces, hievon benachrichtigt, überfiel es in der Nacht, bemächtigte sich desselben und verfolgte die Fliehenden bis unter die Mauern der Hauptstadt, die von nun an allein noch dem Könige Schutz bot.

Diesen Schutz aber hielt er für hinlänglich, um völlig unbesorgt zu seyn. Unüberwindlich durch seine Mauern und Thürme, schien ihm die Stadt durch ein Orakel noch unüberwindlicher. „Niemals wird Ninivẽh erobert, bis nicht der Tigris ihm feindlich naht;“ also lautete dieses Orakel, das wohl gegeben werden konnte, indem die Stadt von zu großem Umfang war, als blokirt, von

zu hohen und starken Mauern, als durch Sturm erobert werden zu können.

„Bis der Tigris mein Feind wird, schlaf' ich ruhig,“ dachte Sardanapal, und schlief immer ruhiger, da Niniveh bereits zwei Jahre lang vergeblich belagert war. Jetzt aber brachte man ihm die Nachricht, der Tigris ist reißend über seine Ufer gebrochen, und hat einen großen Theil der Mauer niedergestürzt. Da war das Orakel in Erfüllung, seine kleinmüthige Seele verlor alle Hofnung, und es war nur zu gewiß, ein Theil einer einstürzenden Stadtmauer zog den Sturz der größten Monarchie nach sich.

Mehr als der Feind, der eben mit den Fluthen in die Hauptstadt eindrang, beschäftigte ihn der Gedanke, wie der Sieger ihm vergelten würde, daß er einst einen Preis auf seinen Kopf gesetzt. Feigheit aufs äußerste getrieben pflegt in blinde Wuth überzugehen, und diese ist es, welche sich in der Art zeigt, wie dieser Lüstling stirbt. Die einzige That, worin er den Mann nachahmt— sagt freilich Justin davon.

In

In der Ringmauer des Serails ließ er ein ungeheures Gerüst aufbauen, beladen mit 150 goldenen Betten und eben so vielen goldnen Tafeln, allem seinem Silber und Gold und allen den Kostbarkeiten, die je der Luxus der assyrischen Beherrscher zusammengebracht; in der Mitte befand sich ein Zimmer für Ihn, seine Weiber und Verschnittenen. So wie diese alle hierin versammelt waren, ließ er den Scheiterhaufen anzünden, und verbrannte mit Groß-Assyriens letztem König alle königlichen Herrlichkeiten.

Man hat uns folgende Grabschrift von ihm aufbewahrt:

Wie es der Gram, wie's bald die bittere Reue vergiftet,
Also hab' ich dich, flüchtiges Leben, gesehn.
Hätt' ich die Lust verschmäht, so wäre sie Andern geworden,
Und sie hätten gelabt sich an dem süßen Genuß.

Darum benutzt' ich die Rechte des Thrones!
So lang ich dein Licht sah,
Sonne! hab' ich geschmaußt, hab' ich getrunken, geliebt.
Der auf meinem Staube du stehst, o genieße der Liebe
Taumel, schmauße und trink, alles das Andre ist Nichts.

Schicksal der Verbündeten.

Kaum war Niniveh übergegangen, als Belesis, zum Lohn der geleisteten Dienste das Königthum von Babylon verlangte und erhielt. Damit indeß noch nicht befriedigt, glaubte er sich noch auf eine andre Weise bereichern zu können. Benachrichtigt, daß von Sardanapals Scheiterhaufen geschmolznen Goldes die Menge herabgeflossen sey, erbat er sich die Asche desselben, denn, wendete er vor, als uns große Gefahr dräuete, gelobt' ich, des Pallastes Asche nach Babylon zu überbringen, um daraus ein Denkmahl zu errichten, das noch der spätesten Nachwelt von unsern Thaten zeuge. Arbaces gerade, mit Hinterlist und Schleicherei gleich unbekannte, Seele argwöhnte auch hier keinen Betrug, und Belesis Barken wurden mit der kostbaren Asche beladen.

In-

Indeß blieb doch des habsüchtigen Priesters eigentlicher Beweggrund nicht verborgen, und laut murrte das Heer. Man foderte ihn zu einem Verhör, der Habsüchtige konnte nicht läugnen, uud man verurtheilte ihn zum Tode.

„Nicht also, — trat hier Arbaces auf. — Viele und wichtige Dienste waren es, die Belesis uns geleistet hat, und hat er jetzt vielleicht uns bevortheilt; so vergeßt doch auch nicht, daß wir alle ohne ihn jetzt keinen Vortheil hätten. Ich fürchte nicht, daß ihr ein rasch und übereilt gesprochnes Wort nicht zurücknehmen werdet; ein einziger schwacher Augenblick kann nicht ganze Jahre voll wichtiger Dienstleistungen auslöschen. — Ich verzeihe dir, Belesis, schenke dir die kostbare Asche, womit deine Barken beladen sind, und bestätige dir Babylons Königthum."

Hingerissen von dieser Grosmuth stimmte nicht nur das Heer allem bei, was Arbaces bewilligte, sondern rief ihn auch zu Assyriens König aus.

Und so sehen wir denn das größte Reich der Welt in Trümmern gehen, und auf den Trümmern neue Thronen sich erheben. Wenn wir bisher von Assyrien sprachen; so verstanden wir das große ungeheure Reich darunter, welches Königreiche zu seinen Provinzen hatte. Sprechen wir künftig davon; so ist es nur jenes Assyrien wieder, das wir vor Ninus sahen. Die Reiche werden wieder was sie waren, und wir erblicken von nun an Assyrien, Babylon und Medien wieder als einzelne Reiche. Ob das eigentliche Assyrien jetzt getheilt wurde, ob es Arbaces ganz bekam, ob ein Anderer, was aus den übrigen Provinzen wurde, darüber wimmelt es bei den Geschichtschreibern von Widersprüchen, die man jemals ganz zu entwirren schwerlich hoffen dürfte.

Wir wollen indeß sehen, was vors Erste unter seiner neuen Einrichtung aus jedem wurde.

Neu-Babylonien unter Belesis.

Einander an Geist und Gesinnung ganz unähnlich machten die Eroberer, jeder etwas anders aus dem erworbnen Reiche.

Geist der Pfafferei war es gewesen, und nicht Gefühl der Schändlichkeit in Sardanapals Betragen, die Belesis bewogen hatten, Arbaces zum Sturz des Throns zu reitzen. Im Grunde beneidete er das Glück des Thrones, so leicht und mühelos allen Lüsten fröhnen, alle Begierden befriedigen zu können, denn er sah das Volk durchaus nur aus Augen des Despoten an, dem das Gefühl der Menschenwürde fremd ist. Deshalb kein Gedanke weiter, des Throns sich würdig zu zeigen, und die Schande, für einen zweiten Sardanapal zu gelten, von sich zu entfernen. Er war es, und die einzige Begebenheit, die von ihm auf uns gekommen ist, bestätigt seine Schande.

Ein

Ein medischer Jüngling, Parsondas, that den Vorschlag, Belesis des Throns zu entsetzen, und einen Würdigern darauf zu erheben. Belesis erhielt hievon Nachricht, und sann auf Rache. Einige Chaldäer, von ihm bestochen, und durch noch größere Versprechungen gereitzt, begleiteten Parsondas auf die Jagd, und berauschten ihn durch Getränk und Weiber. Als er am Morgen aus der Trunkenheit erwachte, fand er sich gebunden, und auf dem Weg nach Babylon.

„Du also bist es — rief Belesis ihm bei seinem Anblick entgegen — der mich des Thrones wollte entsetzen lassen? Wie ich vor dem schönen Thronbewerber zittern werde! Büße nun deine Thorheit in Fesseln, du, der mehr Mädchen als Mann scheint! — Nicht wahr, du selbst hofftest den Thron zu besitzen?“

„In Fesseln bin ich — rief Parsondas stolz — doch selbst in Fesseln noch acht' ich des Throns mich würdiger, als dich!“

Diesen Stolz beschloß Belesis dem Meder zu benehmen. Da er so schön war, konnte er

wohl

wohl für ein Weib gelten; Belesis ließ ihm Stolz und Mannheit rauben, der entmuthigte Meder ward in Frauenkleider gesteckt, und der oberste Verschnittne erhielt den Auftrag, ihn so weibisch zu machen, als nur immer möglich, was jetzt bald gelingen konnte. In der That nahm er das weiche wollüstige Wesen der Sultaninnen an, und galt leicht für eine, da seine Stimme sich nicht zu Tiefe und Kraft erhob.

In Medien glaubte man, er sey auf der Jagd von wilden Thieren zerrissen worden, bis nach sieben Jahren ein von Belesis grausam mißhandelter Verschnittner sein schmähliches Leben entdeckte. Augenblicklich sendete Arbaces Nachfolger gemessenen Befehl an Belesis, den gefangenen Parsondas ohne Verzug frei zu geben. Belesis spielte den Unwissenden, und gab zur Antwort, er kenne durchaus keine solche Person, als die sey, welcher er die Freiheit geben solle. Die Antwort aber täuschte nicht, und ein zweiter Befehl gieng ab, mit dem Bedeuten, Belesis werde seinen Kopf ver-

lieren, wofern Parsondas nicht unweigerlich die Freiheit erhalte.

„Weigre dich nicht, Beherrscher Babylons — schloß der Abgesandte, — denn wisse, wofern Du bei der Weigerung beharrst; so wird das Urtheil vollzogen, und Du mit deiner königlichen Binde erwürgt.“

Dies war zu ernstlich gemeint, und Belesis versprach dem Befehle genug zu thun. Er ließ ein großes Gastmahl veranstalten, 150 Frauen traten in den Saal, und führten beim Klang der Instrumente üppige Tänze auf.

„Wähle dir — rief Belesis dem Abgesandten zu — von allen Eine aus!“

Die Wahl traf Parsondas, und Belesis freute sich seiner gelungenen Rache.

Kaum aber war Parsondas in Ekbatana angelangt, als er um Rache an seinem Ehrenschänder bat, welche gerechte Bitte ihm gewährt ward. Durch niedrige Bestechung eines Verschnittnen aber gelang es dem Elenden, die Rache von sich zu entfernen. Er bezahlte noch die Summe von 100,000 Thaler an Me-

diens

diens König, eine eben so große an Parsondas, schickte 400 prächtige Becher und eine große Menge der kostbarsten Kleidungen für den Hof, und durfte um diesen Preiß ferner sich im Serail vergnügen.

Dies sind die glänzenden Thaten dieses regierenden Mufti.

Neu = Medien unter Arbaces.

Weit ein anderer Geist war es, der Arbaces große, männliche Seele belebte. Ihn, der sich wahrhaft als Mann, der Erste vielleicht die höhere Menschenwürde fühlte, hatte nur Verabscheuung von des Despoten Schändlichkeit zu seinen Thaten bewogen. Bloßer Eroberer zu seyn, der sich begnügt, Millionen am Gängelbande zu leiten, war einer Seele, wie die seinige, zu klein. Nicht den Thron besitzen wollte er, sondern des Thrones würdig seyn.

Patriot, wie er war, versetzte er den Sitz seines Reichs nach Ekbatana, das er zum Mittelpunkt einer edleren Staatsverfassung und Gesetzgebung zu erheben beschloß. Aus allen, was er unternahm, leuchtet eine große Seele, die weit über ihr Zeitalter hervorragt.

Ueberzeugt, daß nur Misbrauch der königlichen Gewalt Ninus und Balatores Häuser gestürzt, empört von dem Gedanken, daß edlere Menschen unter Despoten Gewalt stehen, von der Laune eines Dummkopfs, eines Wollüstlings, eines Buben abhängen, nicht wissen sollten, der Regent sey nur um des Volkes willen, nicht das Volk um des Regenten willen da, beschloß er, des Reichs bisher bestandne Grundverfassung gänzlich zu verändern, und die Unterthanen keine andere Fesseln tragen zu lassen, als welche Weisheit und Güte ihnen auflegen müßten. Kurz, er beschloß, eine Aristokraten-Republik zu errichten, und wir finden also in ihm den ersten Republikaner, von mehr als römischer Größe.

Freiwillig legte er sich selbst das edle Gesetz auf, nie nach seiner Willkühr zu herrschen, sondern berief National-Versammlungen, mit denen er über die Bedürfnisse des Staats, über Wohl der Nation sich berathschlagte, und ohne deren Rath er nichts von Wichtigkeit unter-

ternahm. Um die unumschränkte Gewalt noch mehr zu beugen, machte er die Statthalterschaften nicht nur erblich, sondern sogar unabhängig von dem Oberhaupt des Staates, indem sie nur von den Ständen der Nation abgesetzt werden konnten.

Mehr brauchen wir nicht von Arbaces zu wissen, um von seiner Größe, die aus Mäßigung, Weisheit, Güte und ächtem Menschensinn erwuchs, zu Bewunderung, mehr noch, zu inniger Hochachtung hingerissen zu werden. Mehr als die meisten, die dieser Name schmückt, verdient Er den Namen des Großen.

Acht und zwanzig Jahre regierte Arbaces der Große.

Neu-Assyrien unter Ninus II.

Assyrien, das Stammreich, allein, wie es scheint, blieb anfänglich in einer Art von Anarchie, wenn es nicht getheilt ward. Manche haben dieses vermuthet, andre lassen einen dritten Theilnehmer an den Zügen gegen Sardanapal damit belehnt werden. Wer dieser Theilnehmer sey, davon erfährt man nichts, oder lauter Widersprechendes, und Schlözer sagt deshalb: „Was in den nächsten hundert Jahren aus dem zersplitterten Reich geworden sey, weiß niemand.“

Die wahrscheinlichste von allen Behauptungen ist indeß folgende.

Sardanapal rettete wenigstens seine Kinder vom Untergange, und sendete sie, bevor es noch mit ihm zum Aeußersten gekommen

war, an den Satrapen von Paphlagonien. Einer dieser Söhne, die eingetretne Anarchie benutzend, kehrte nach Assyrien zurück, und machte seine Ansprüche auf den Thron, welche Geburt und Tapferkeit ihm gaben, geltend. Von Arbaces Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe läßt sich erwarten, daß er dies geschehen ließ. Vielleicht war es ihm nur darum zu thun, sein Vaterland zu befestigen und zu beglücken, und keine auswärtigen Kriege deshalb zu unternehmen; vielleicht auch belehnte er selbst den würdigern Sohn des unwürdigen Vaters mit dem Throne, worauf Geburt ihm allerdings ein Recht zu geben schien. Das alles indeß wissen wir nicht; genug aber, Ninus II. erscheint nach einiger Zeit auf Assyriens Throne, und wurde der Stifter einer dritten Dynastie von Ninivehs Königen.

Ninus der Zweite regierte ruhig, und starb nach 19 Jahren. Welcher Ursache diese Ruhe während seiner Regirung zuzuschreiben sey, ob er monarchisch oder despotisch

regirt habe, ist unbekannt. Denkt man, daß er seines Vaters warnendes Beispiel vor Augen hatte; so möchte man das erste glauben: Belesis Beispiel aber macht auch das Zweite nicht unwahrscheinlich.

Mediens Aristokraten-Republik,

entworfen in einem so edeln Geist, den Menschen in seine Würde zuerst einsetzend, Despotismus und Sklaverei verdammend, und damit so herrliche Aussichten für die erste Blüthe der Menschheit eröfnend, war von keinem Bestand.

„Arbaces — sagt Herder — wollte schon nach dem ersten Sturz des Reichs eine Art verbündeter Satrapen-Aristokratie aufrichten; aber es gelang ihm nicht, wie überhaupt keiner der Medischen und Aramäischen Stämme von einer andern Regimentsverfassung als der despotischen wußte. Aus dem Nomadenleben waren sie ausgegangen: das Bild des Königes als eines Hausvaters und Scheiks formte also ihre Begriffe, und ließ, sobald sie nicht mehr in einzelnen Stämmen lebten, der politischen Freiheit oder der Gemeinherrschaft Mehrerer keinen Raum. Wie Eine Sonne am Himmel leuchtet, so sollte auch nur Ein Re-

gent auf der Erde seyn, der sich denn auch bald in die ganze Pracht der Sonne, ja in den Glanz einer irdischen Gottheit hüllte. Alles floß von seiner Gnade her: an seiner Person hieng alles: in ihr lebte der Staat, mit ihr gieng er meistens unter. Ein Harem war der Hof des Fürsten: er kannte nichts als Silber und Gold, Knechte und Mägde, Länder, die er wie eine Weide besaß, und Menschenheerden, die er trieb, wohin er wollte; wenn er sie nicht gar würgte. Eine barbarische Nomaden-Regirung! ob sie gleich auch, in seltenen guten Fürsten, wahre Hirten und Väter des Volks gehabt hat."

Für den ganzen Fortgang der Geschichtsdarstellung ist eine bestimmte Erörterung dieses Punktes von allzubedeutender Wichtigkeit, als leicht über ihn hinzuschlüpfen, und nicht genug ist es, die Reihe der Begebenheiten zu kennen; die Gründe muß man kennen, aus denen sie so oder anders sich gestalteten. Diese Gründe im gegenwärtigen Fall einzusehen, bedarf es, daß wir uns vorher an Entstehung und Wesen des Staats erinnern.

Entstehung und Wesen des Staats nach der Idee eines Gesellschaftsvertrags.

Der Mensch war vor Eintritt in einen Staat zwar nicht frei, — denn frei ist der nur, den nichts hindert, nach selbst gegebenen Gesetzen zu handeln — aber unabhängig war er gewesen, wiefern er, der von Umständen und Verhältnissen geleitete dies seyn kann. Immer bleibt er abhängig von der Natur, abhängig von seinen Bedürfnissen, abhängig von Menschen, weil er sie braucht; allein er war bis jetzt doch so abhängig noch nicht von ihnen, daß er etwas, das er sein nannte, einem andern aufgeopfert hätte, oder aufopfern hätte müssen. Unbekümmert um Andre handelte er bloß seinen Trieben gemäß, gieng sein eignes Interesse ihm über alles, wurde und war er im höch-

höchsten Grade selbstisch. Nur in dem Drängnisse der Noth, nur in dem Augenblick sonst unvermeidlicher Gefahr opfert der Mensch einen Theil des Seinigen auf, schließt er sich fester, inniger an den andern an, sucht er jemanden, an den er sich anschließen könne. Indem er mit verdoppeltem Gewicht jetzt seine Abhängigkeit fühlt, doch aber gern seine Unabhängigkeit behaupten möchte, wird er, der Abhängig-Unabhängige, anhänglich an Wesen seines Gleichen. Leicht wird es ihm nun, einem Gute, das ihm lieb war, um eines Andern willen zu entsagen, etwas hinzugeben, aufzuopfern, denn — durch dieses Entsagen und Aufopfern sichert er sich ein Gut, ihm köstlicher als jedes andere.

Wir fragen, was es war, das der Mensch aufopferte, und was er dadurch zu gewinnen strebte? dieses läßt sich am besten dadurch ausmitteln, daß wir einen kurzen Blick auf das thun, was er bereits hat. — Von der Gefahr, durch Hunger umzukommen, hat er sich

durch seine Arbeitsamkeit befreit, nothdürftig bekleidet ist er, eine Wohnung hat er sich verschafft. Wir sehn ihn mithin im Besitz alles dessen, wovon, den Naturbedürfnissen gemäß, das Glück seiner physischen oder animalischen Existenz abhängt. — Und dennoch will er mehr? Er muß weiter, darf und kann nicht auf der Stufe stehen bleiben, auf der er jetzo steht. Er hat jetzt ziemlich alles, wobei sich glücklich leben ließe, zumal wenn man kein besseres Leben kennt, allein es fehlt ihm Eins, und das Eine quält und martert ihn unaufhörlich, verbittert und vergällt ihm jede Freude, ihm fehlt ruhiger Genuß dessen, was er hat, Sicherheit seiner Besitzthümer. Wie jedes Thier seinen natürlichen Feind hat, so ist auch gegen ihn jetzt einer aufgetreten; der Feind des Menschen ist der Mensch.

Das Thier weiß seinem Feinde durch Instinkt zu entgehen, oder seiner natürlichen Waffen zur Vertheidigung gegen denselben sich zu bedienen, indeß der Mensch, der von Natur

nichts kann, in Noth geräth, aber auch — wir sollten der Noth Altäre bauen! — dadurch weiser, thätiger, vollkommener und glücklicher wird.

Der Mensch, jetzt Sicherheit für sich, und alles, was er sein nennt, verlangend, konnte dies nur erhalten, indem er Gewalt mit Gewalt abzutreiben suchte. Der Schwächere aber gegen den Stärkern? Wie konnte er das ausführen? Es boten sich drei Wege dar, auf denen es möglich war, entweder mußten so viele der Schwächeren sich zu diesem gemeinsamen Zwecke vereinigen, daß der Srärkere der Uebermacht unterlag, oder sie mußten sich unter den Schutz von Stärkeren begeben, die andern das Gleichgewicht hielten, oder sie mußten endlich solche Anstalten treffen, wodurch es dem Stärkeren unmöglich wurde, in das Gebiet, das sie bewohnten und bebauten, einzudringen, wie etwa die Chineser den räuberischen Ueberfällen der Tataren durch die Mauer wehrten, welche sie um ihr ganzes Land zogen. Einen andern Ausweg giebt es nicht.

Welchen von diesen dreien nun diese Menschen wählten, so traten sie dadurch unmittelbar aus dem sogenannten Stande der Natur heraus, und in den bürgerlichen Stand. Gewiß der wichtigste von allen Schritten, die je der Mensch that, und insofern der Aufmerksamkeit vor allen würdig.

Hatte der Mensch bisher nur seinem Privat-Interesse gelebt, so mußte er jetzt einem gemeinsamen Zwecke sich fügen; hatte er bisher bloß seinen Trieben gemäß gehandelt, — so mußte er jetzt stets nach dem allgemeinen Willen handeln; hatte er bisher allein auf sich, und höchstens was ihn zunächst umgab, Rücksicht genommen, so mußte er jetzt auf das Ganze Rücksicht nehmen, von dem er ein Glied war. Dies alles folgt nothwendig aus dem bürgerlichen Verein, den er eingegangen hatte. Eine Mehrheit verband sich zu einem gemeinsamen Zwecke, zur Erhaltung der Sicherheit, und dabei mußte einer für alle, alle für einen stehen. Demnach machte eine also verbundene Mehrheit gleichsam eine Einheit aus, welche kollektive

tive Einheit ein **Staat** genannt wird. Die Vereinigung der Menschen in Staaten ist also das Mittel, um innerhalb eines größern oder kleinern Bezirkes das Eigenthum eines jeden, der darin wohnt, vor allen Angriffen von außen zu sichern, und ihn das Seinige ruhig genießen zu lassen. *)

Streben nach einem gemeinsamen Zweck aber ist nicht denkbar ohne Uebereinkunft derer, die die-

*) Wenn Plato im dritten Buche seiner Republik sagt: „Die Menschen haben sich ihrer Bedürfnisse (χρεια) wegen in Staaten versammelt, die sie beim Zusammenwohnen (ξυνοικια) durch gegenseitige Hilfsleistung (κοινωνια) leichter befriedigen konnten!“ so hat er, wie alle, die ihm dieses nachsagen, Unrecht, denn er verwechselt bloße Geselschaftlichkeit mit Staatenverein. Die erstere begründen Natur, Zufall und Trieb, der letztere entsteht lediglich durch Uebereinkunft. Sonst treffen in meiner Darstellung die Meinungen zweier Antipoden, Hobbes's und Rousseau's, wunderbar zusammen. Der erstere sagt: „Societatis civilis initium esse a mutuo metu,“ der letztere: man müsse dabei „toujours remonter à une premiere convention.“ *Du contrat Social* livr. I, ch. 5.

diesen Zweck zu erreichen sich vorsetzen, nicht ohne allgemeinen Willen. Jeder Einzelne mußte seine Stimme dazu gegeben haben, und gab sie unter diesen Umständen gern.

Wer den Zweck will, muß die Mittel wollen. Von diesem allgemeinen Satze läßt sich hier eine doppelte Anwendung machen. Wer nämlich für sich und das Seinige Sicherheit vor des Feindes Angriff will, muß auch das Mittel dazu, den Staatsverein, wollen. Wer aber diesen will, muß auch wollen, daß der Staat bestehe und erhalten werde.

Wie er das könne, dies ist die Frage, welche sich jetzt natürlich aufdringt.

Was man auf den ersten flüchtigsten Blick sogleich sieht, ist, der Staat könne nicht bestehen, wenn jeder Einzelne nach wie vor nach seinen Trieben, seiner Willkühr handeln will. Mithin muß vor allen Dingen die Willkühr jedes Einzelnen in so weit eingeschränkt werden, daß dadurch das Ganze keinen Schaden leidet, und an der Erreichung seines Zweckes nicht ge-

hindert wird. Sagte also vorher jeder Einzelne zu sich selbst: so gefällt es mir zu handeln, und ich will den sehen, der mich in meiner beliebigen Handelnsweise stören will; so sagten nun Alle zu einem, das Ganze zu dem Einzelnen, im Namen Aller und also auch in seinem eignen, so sollst du handeln, denn wenn du anders handelst, können wir dabei nicht bestehen, und unsern Zweck nicht verfolgen, vielweniger erreichen.

Im erstern Fall hielt jeder sich für befugt, alles zu thun, was sein Glück befördern, seinen Wohlstand erhöhen könne, ohne daß ein anderer ihn dabei stören dürfe; hielt sich ferner für befugt, jeden, der ihn dabei zu stören wagen würde, durch jedes ihm nothwendig scheinende Mittel davon abzuhalten. Dieses heißt mit andern Worten, jeder glaubte ein Recht zu haben, sich so glücklich zu machen, als möglich, er hielt es für Rechtswidrig, wenn ein Anderer ihn störte, und erwartete, daß jeder dieses sein Recht anerkennen und achten werde. Maßte er also sich ein Dürfen an, so schrieb er dem

An-

Andern ein Sollen zu, sich ein Recht, andern eine Pflicht. Daraus entstanden schlimme Folgen, so oft das Recht des Einen mit dem Recht des Andern in Zusammenstoß gerieth, ein jeder nur sein Recht und keiner seine Pflicht anerkennen wollte; und dieser schlimmen Folgen würden noch mehrere geworden seyn, wofern der Mensch von Natur zu einem wilden Thiere bestimmt gewesen wäre, nicht seine Abhängigkeit von andern und das Gefühl von Unentbehrlichkeit der Andern hier seinen starren Sinn geschmeidigt hätte. Unter diesen Umständen aber konnte keiner so ganz auf seinem vermeintem Recht bestehen, als er sonst Zweifelsohne gethan haben würde, und so kam bald die Billigkeit, jene holde Tochter des Rechts und der Pflicht, Zwillingsschwester der Gerechtigkeit, und glich in solchen Fällen die Streitigkeiten gütlich aus, wodurch sich allmählig jedem der Grundsatz einprägen mußte: „Befördere deinen Vortheil auf alle mögliche Weise, nur siehe zu, daß es mit dem möglichkleinsten Nachtheil Anderer

geschehe," welchem Grundsatze man wahrscheinlich auch in den meisten Fällen gemäß handelte, bis man sich zu dem noch ädlern Grundsatz erhob, den der Gesetzgeber der Bramanen aufstellte: „thue niemals einem andern etwas, was du nicht willst, daß er dir thue!" ein Grundsatz, welchen die Stimme des Mitleids dem Menschen diktirt zu haben scheint.

Diese beiden Grundsätze mögen gut genug seyn, und es mag sich unter Menschen, die ihnen genau nachlebten, ganz erträglich wohnen lassen; allein eben in diesem Danachleben liegt es. Was sichert dem Nachbar, daß sein Nachbar danach leben werde? Was verbürgt ihm, daß er danach leben müsse? Hängt es nicht von der Laune, den Einfällen, der Stimmung, kurz von der Willkühr des Nachbars ab, ob er danach leben wolle? Keine Sicherheit, keine Bürgschaft für dies alles, so lange Menschen bloß in zufälligen Gesellschaften bei, und weniger mit als neben einander lebten! Nur wenn sie in einen Staat zusammentreten, also

mit einander leben, ist Garantie dafür, und hier finden wir, was die Menschen aufopfern mußten, wenn sie Bürger eines Staats wurden, und der Unterschied zwischen dem Leben im sogenannten Naturstand und im Staate springt aufs klärste in die Augen.

Sobald sich eine Mehrheit von Menschen, um einen gemeinsamen Zweck zu erreichen, in einen Staat vereinigte, mußten sie vor allen Dingen die beiden Punkte fest bestimmen, was ist es, das wir wollen, und wie erreichen wirs am sichersten? Ueber das Erste konnte keine Streitigkeit entstehn, das Letztere aber machte der Mühe desto mehr. Am Ende konnte man nicht anders, als dahin sich vereinigen, nie dürfe das Ganze und jeder Einzelne den Zweck der Vereinigung aus den Augen verlieren, jeder müsse, so viel er könne, dazu beitragen, die Erreichung des Zweckes zu befördern. Dadurch erhielt jeder bestimmte Obliegenheiten, gewisse Pflichten, die er streng zu befolgen unnachläßlich verbunden war. Sein eigenliebiges Recht,

seine Willkühr wurde dadurch eingeschränkt, seine Ungebundenheit gieng verloren, seine Unabhängigkeit war das Opfer, das er dem Staate brachte, bringen mußte, und doch freiwillig brachte.

Dabei aber mußte jedem bald die Nothwendigkeit äußerst fühlbar werden, seine Obliegenheiten und Pflichten genau zu kennen, und sie seinem Gedächtniß so tief einzuprägen, daß sie ihm nie unkenntlich würden, er sie nie aus den Augen verlöre. Kein andres Mittel gab's hiezu, als diese Pflichten jedes Staatsbürgers ihm darzustellen, sie zu verzeichnen, und ihm genau bekannt zu machen. — Da ist Gesetzgebung! Da ist der Unterschied des Naturmenschen und des Staatsbürgers! Jener pocht bloß auf seine Rechte, dieser erkennt Pflichten an; jenen bestimmt bloße Willkühr, bloßer Trieb, dieser handelt nach Gesetzen. Gesetze waren das Gängelband, an dem der, im moralischen Sinne so wenig noch festwandelnde, Mensch jetzt einherschritt, der Zaum und das Gebiß, das seinen wilden Begierden und Leidenschaften angelegt

gelegt wurde; und nur Gesetze waren es, durch deren Vermittelung der vereinigte Staat vor Feinden von außen sich sicherte, und Ruh' und Friede auch im Innern ihre sanften Einflüsse verbreiteten, denn nur Gesetze sind es, die jeden einzelnen Staatsbürger die Garantie geben, daß seine allgemein ihm zuerkannten Rechte keiner kränken, und er unter dem Obdach des allgemeinen Schutzes sicher wohnen könne.

Wie aber, leisten sie dies wirklich, die Gesetze? Ist ihre Kraft wirklich so stark, ihr Ansehn so groß, ihr Einfluß so mächtig, daß keiner von allen, denen sie gegeben wurden, es gewagt haben sollte, ihnen entgegen, bloß seinem Privatinteresse gemäß zu handeln? Wäre dieses, so müßten wenigstens die Menschen sich sehr geändert, sehr verschlimmert haben, denn unsere Processe, unsere Policeyanstalten, unsere Criminalgerichte, bezeugen deutlich, wie Staatsbürger die Gesetze theils zu umgehen, theils jesuitisch auszulegen, theils gar umzustürzen versuchen. Die Randglossen in den Gesetzbüchern,

die Cautelen, Exceptionen, Erläuterungen, Einschränkungen und Ausdehnungen jedes auch noch so einfachen Gesetzes sind deutliche Beweise, welch ein unsicheres, unzuverlässiges, betrügerisches Geschlecht die Menschen im Ganzen seyen, wie toll sie hausen würden, wenn nicht die Gerechtigkeit mit Schwert und Strick bewafnet über ihren Häuptern schwebte. Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß die Menschen vor uns besser gewesen, als die jetzigen, vielmehr mehr als einen Grund, sie sogar noch für ein wenig schlimmer zu halten. Denn ist es bloß der Trieb nach Willkühr zu handeln, völlig ungebunden zu seyn, ganz in Anarchie zu leben, der die jetzigen Menschen vermag, den Grund der Gesetze zu untergraben, um wie viel mehr mußte sich dieser Trieb nicht bei Menschen äussern, jeder Einschränkung noch so ganz ungewohnt, um wie viel weniger mußten die sich an Gesetze kehren, sobald die Gesetze ihrem Vortheil nicht entsprachen!

Gleichwohl war es so äußerst, so dringend nothwendig, das Ansehn der Gesetze zu erhalten,

ten, denn wie wollte und konnte man sich da Sicherheit vor dem äußern Feinde versprechen, wo Zwistigkeit und Unsicherheit im Innern herrschte! Hier war kein anderer Rath, als solche Veranstaltungen zu treffen, daß jeder thun mußte, was er sonst vielleicht nicht gethan hätte, nicht thun wollte. Man führte ein Zwangsrecht ein. Wer aber sollte dieses ausüben? Alle? Dies wäre zu schwierig gewesen. Man übertrug deshalb Personen, die wahrscheinlich selbst in besonderm Ansehn standen, zu denen man besonderes Zutrauen hatte, den Aeltesten, Erfahrensten, Klügsten, Tapfersten, Kühnsten, das Geschäft, über das Ansehen der Gesetze zu wachen, und das Zwangsrecht über jeden, der Gesetzwidrig handeln würde, auszuüben, den Uebertreter der Gesetze zu bestrafen. So entstanden im Staate Obrigkeiten, Regirungen, die ein besonders Ansehn, Recht der Majestät erhalten, und, wenn sie ihre Pflicht genau erfüllen sollten, von den gewöhnlichen Berufsgeschäften der Bürger befreit werden mußten.

Nach dieser Uebersicht sind wir im Stande, genau zu bestimmen, was denn ein Staat eigentlich sey und seyn solle. Ein Staat ist eine durch Vertrag entstandene Gesellschaft von Menschen, die ihrer gemeinschaftlichen Sicherheit halber sich vereinigt, dazu erfoderlichen Gesetzen sich unterworfen, und gewissen Personen die Macht ertheilt haben, sie zur Befolgung dieser Gesetze selbst zu zwingen.

Dem Glück der Menschen geht dadurch nicht das Mindeste ab, denn nur um dieses zu erhalten, zu behaupten und zu erhöhen, wurden Staaten errichtet, Gesetze entworfen, Regirungen eingesetzt. Weit entfernt, daß die Gesetze Tyrannen wären, sind sie vielmehr Wohlthäter der Menschen, die ihnen die ächte Freiheit sichern, welche nicht in Gesetzlosigkeit und Unabhängigkeit besteht; und daß die Machthaber in den Staaten nicht Unterdrücker derselben werden können, dafür ist insofern gesorgt, als die Gesetze höher, denn die Machthaber sind. Ist nun aber den Bürgern des Staats Friede von

außen,

außen, Ruh' und Wohlstand von innen gesichert, sind sie dann nicht weit glücklicher, als vordem, als sie in ihrem vorigen Zustand jemals zu werden hoffen konnten?

Eigen-

Eigenthümlichkeit der asiatischen Staaten.

Kein rechtlicher Staat kann auf andere Weise entstehen und bestehen; jeder aber, der also entstand, trägt zu sehr den Keim der Veredlung in sich, als von ihm zu befürchten, er werde leicht zur Despotie sich neigen, wofern man nur diesen Begriff richtig faßt. Man denke nicht dabei an Grausamkeit der Behandlung, noch an Härte und Druck, sie alle sind spätere Folgen des Despotismus, sondern man denke einzig und allein an Zweck- und Gesetzlosigkeit der Verfassung. Finden wir Staaten mit solcher Verfassung, da werden wir mit Grund und Rechte schließen, sie seyen auf eine weniger rechtmäßige Art entstanden, nicht durch Gesellschaftsvertrag, die einzig rechtmäßige Art, eine Staatsverfassung zu gründen.

Die asiatischen Staaten, welche bisher zu unserer Kenntniß gelangten, befinden alle sich in diesem Fall, und so werden wir bewogen, deren traurige Eigenthümlichkeit in einer eignen Art ihrer Entstehung zu suchen.

Man unterscheide, wie in der muthmaßlichen Urgeschichte des Menschengeschlechts geschehen ist, gesellschaftliches Beisammenleben und Staat wohl von einander, wofern man sichre Resultate, die uns über diese Erscheinungen in der Geschichte Aufschlüsse geben sollen, erhalten will. Lange zuvor, ehe Staaten entstanden, lebten Menschen gesellschaftlich bei einander, ohne Verfassung, ohne Gesetz; Staaten oder vielmehr Reiche, (?) entstanden durch Eroberung. Friedliche Nomaden waren die Beisammenlebenden, wilde Jägerhorden die Eroberer. „Es scheint — sagt Schiller — dem Gang der Dinge gemäßer, daß der erste König ein Usurpator war, den nicht ein freiwilliger einstimmiger Ruf der Nation (denn damals war noch keine Nation), sondern Gewalt

walt und Glück, und eine schlagfertige Miliz auf den Thron setzten."

„Die Jagd gegen die wilden Thiere — heißt es weiter — war, ehe der Krieg unter Menschen selbst zu wüthen begann, das eigentliche Werk der Helden. Wahrscheinlich wurde diese Jagd in großen Haufen angestellt, die immer der Tapferste anführte, derjenige nämlich, dem sein Muth und sein Verstand eine natürliche Ueberlegenheit über die andern verschafften. Dieser gab dann zu den wichtigsten dieser Kriegesthaten seinen Namen, und dieser Name lud viele Hunderte ein, sich zu seinem Gefolge zu schlagen, um unter ihm Thaten der Tapferkeit zu thun. Weil diese Jagden nach gewissen planmäßigen Dispositionen vorgenommen werden mußten, die der Anführer entwarf und dirigirte, so setzte er sich dadurch stillschweigend in den Besitz, den übrigen ihre Rollen zuzutheilen, und seinen Willen zu dem ihrigen zu machen. Man wurde unvermerkt gewohnt, ihm Folge zu leisten,

und

und sich seinen bessern Einsichten zu unterwerfen. Hatte er sich durch Thaten persönlicher Tapferkeit, durch Kühnheit der Seele und Stärke des Arms hervorgethan, so wirkten Furcht und Bewunderung zu seinem Vortheil, daß man sich zuletzt blindlings seiner Führung unterwarf. Entstanden nun Zwistigkeiten unter seinen Jagdgenossen, die unter einem so zahlreichen rohen Jägerschwarm nicht lange ausbleiben konnten, so war Er, den alle fürchteten und ehrten, der natürliche Richter des Streits, und die Ehrfurcht und Furcht vor seiner persönlichen Tapferkeit war genug, seinen Aussprüchen Kraft zu geben. So wurde aus einem Anführer der Jagden schon ein Befehlshaber und Richter.

„Wurde der Raub nun getheilt, so mußte billigerweise die größte Portion ihm, dem Anführer, zufallen, und da er solche für sich selbst nicht verbrauchte, so hatte er etwas, womit er sich andre verbinden, und sich also Anhänger und Freunde erwerben konnte. Bald sammelte

sich eine Anzahl der Tapfersten, die er immer durch neue Wohlthaten zu vermehren suchte, um seine Person, und unvermerkt hatte er sich eine Art von Leibwache, eine Schaar von Mamelukken, daraus gebildet, die seine Anmaßungen mit wildem Eifer unterstützte, und jeden, der sich ihm widersetzen mochte, durch ihre Anzahl in Schrecken setzte.

„Da seine Jagden allen Gutbesitzern und Hirten, deren Grenzen er dadurch von verwüstenden Feinden reinigte, nützlich wurden, so mochte ihm anfänglich ein freiwilliges Geschenk in Früchten des Feldes und der Heerde für diese nützliche Mühe gereicht worden seyn, das er sich in der Folge als einen verdienten Tribut fortsetzen ließ, und endlich als eine Schuld und als eine pflichtmäßige Abgabe erpreßte. Auch diese Erwerbungen vertheilte er unter die Tüchtigsten seines Haufens, und vergrößerte dadurch immer mehr die Zahl seiner Kreaturen. Weil ihn seine Jagden öfters durch Flur und Felder führten, die bei diesen Durch-

zügen Schaden litten, so fanden es viele Guts-
besitzer für gut, diese Last durch ein freiwilliges
Geschenk abzukaufen, welches er gleichfalls
nachher von allen andern, denen er hätte scha-
den können, einfoderte. Durch solche und
ähnliche Mittel vermehrte er seinen Reichthum,
und durch diesen — seinen Anhang, der end-
lich zu einer kleinen Armee anwuchs, die um
so fürchterlicher war, weil sie sich im Kampf mit
dem Löwen und Tiger zu jeder Gefahr und Ar-
beit abgehärtet hatte, und durch ihr rauhes
Handwerk verwildert war. Der Schrecken
gieng jetzt vor seinem Namen her, und nie-
mand durfte es mehr wagen, ihm eine Bitte,
zu verweigern. Fielen zwischen einem aus sei-
ner Begleitung uud einem Fremden Streitig-
keiten vor, so appellirte der Jäger natürlicher
weise an seinen Anführer und Beschützer, und
so lernte dieser seine Gerichtsbarkeit auch über
Dinge, die seine Jagd nichts angiengen, ver-
breiten. Nun fehlte ihm zum Könige nichts
mehr, als eine feierliche Anerkennung, und
konnte man ihm diese wohl an der Spitze sei-
ner

ner gewaffneten und gebieterischen Schaaren versagen? Er war der Tüchtigste zu herrschen, weil er der Mächtigste war, seine Befehle durchzusetzen. Er war der allgemeine Wohlthäter aller, weil man ihm Ruhe und Sicherheit vor dem gemeinschaftlichen Feind verdankte. Er war schon im Besitz der Gewalt, weil ihm die Mächtigsten zu Gebote standen. — Alle waren zuerst Anführer eines kriegerischen Haufens, Ueberwinder von Ungeheuern, Wohlthäter ihrer Nation. Aus kriegrischen Anführern wurden sie allmählig Schiedsmänner und Richter; mit dem gemachten Raube erkauften sie sich einen Anhang, der sie mächtig und fürchterlich machte. Durch Gewalt endlich stiegen sie auf den Thron."

Nicht also das Recht, sondern Gewalt war es, die Asiens erste Thronen errichtete, und der natürliche Unterschied unter Starken und Schwachen, Herzhaften und Verzagten, durch welchen heroische Räuber oder Abentheurer diese Thronen bestiegen. Wo aber kein

Recht,

Recht, als des Stärkern waltet, da kann auch von rechtmäßiger Verfassung nicht, von Gleichheit des Rechtes nicht die Frage seyn, da wird es keine Bürger, nur Unterthanen geben, welche, als der schwächere Theil, den Zwecken des herrschenden Stammes unterworfen werden. So liegt der Keim der Despotie in dem Ursprung dieser Staaten.

Wenn die, den Geist der Eroberung erregenden, bereits geschilderten, Umstände dieselbe hielten, weil man ein kleineres Uebel dem größern vorzog, so machten gewisse Eigenschaften sie sogar erträglich. Die Unterwerfung nämlich war keine vollständige, nach einer sichern Regel berechnete, war eine bloß zufällige, die vor der Hand nur auf den schuldigen Tribut ausgieng. Uebrigens blieb das Volk ganz in seiner vorigen Unabhängigkeit, keine Handlung war beschränkt, und nur erst späterhin durch Gesetze gebunden. Auf diese Weise aber war der Gedanke des Rechts schon eingeschläfert, bevor er noch völlig erwacht war.

Vieles, was sich sonst auf keine Weise erklären ließe, wird hieraus erklärbar.

Der ersten Herrscher größte, ja einzige Sorge war, Frieden von außen zu schaffen. Hiemit hatten sie auch völlig genug gethan, denn war nur Ruhe von außen da; so bedurften die Unterworfnen keiner Sorge des Unterwerfenden für ihre Erhaltung, weil sie ihre Subsistenz hinlänglich durch sich selbst sichern konnten, und der Saame der Kultur wohl durch sich selbst gedieh. Wenn dieses nicht dazu geeignet war, das, nur durch ungewohnten plötzlichen Druck zu schärfende, Gefühl des Rechts zu erwecken, so ward der Thron durch Verjährung immer mehr gesichert. Der Gedanke, von der Verwaltung des Ganzen ausgeschlossen zu seyn, beunruhigte die beherrschten Völker nicht, weil ihnen dies, unter den vorhandenen Umständen, sehr gleichgiltig war, da ihr Leben zwar verborgen, aber vielleicht um so ruhiger dahin floß.

An Republik mithin kein Gedanke, so wenig als an Empörung. Wurde die letzte theils

durch

durch Furcht der Uebermacht, theils durch gebliebne Unabhängigkeit verhindert, so konnte die erste aus Mangel eines scharfen Sinns für Recht nicht entstehen. Nur auf allgemein verbreitete Begriffe unwandelbaren Menschenrechts lassen sich Republiken gründen; Bürgersinn nur erhält sie; wo es nichts als Unterthanen gab, da konnten sie nicht gedeihen. Gerade hierin aber besteht die Eigenthümlichkeit der asiatischen Staaten, und wen darf es nun wundern, daß man gegen Theilnahme oder Nichttheilnahme an des Staats Verwaltung dort eine Gleichgiltigkeit findet, die nah an Stumpfsinn zu grenzen scheint.

Zwei andere Umstände haben hierin noch ihren Grund. Wir finden, daß die meisten Kriege dort Eroberungskriege sind, in denen die Herrscher nur streiten für ihrer Herrschaft Sicherheit. Das haben sie sehr nöthig, denn wer soll sie erhalten, wenn sie's nicht selbst thun! Wo es nur Unterthanen giebt, da ist das Reich bald gestürzt: denn fällt der Führer; so fällt mit ihm alles. Warum sollten die Un-

terthanen um eine Herrschaft streiten, die ja doch nie in ihre Hände kommt! Ihnen ist's daher sehr gleichgiltig, wer forthin die Obergewalt führen werde.

Daher unter jenen Reichen jener ewige Kampf und Gegenkampf, jener ewige Wechsel der Herrschaft bei immer gleicher Ruhe der Unterthanen, jene immer neuen Unterwerfungen ohne bedeutende Veränderung, — wie wir sie auch im weitern Verfolg der Geschichte erblicken werden.

Neu.

Neu-Babylon unter Belesis Nachfolgern.

(Von 3237 — 3446 Achthalbhundert J. v. Ch.)

Nabonassar ist nur bekannt geworden durch die Jahrrechnung, welche nach ihm von dem berühmten Astronomen Ptolomäus die Aere Nabonassar's heißt, und in den Zeitrechnungen des Alterthums Epoche macht. Sie beginnt mit dem Jahr 747 vor Christi Geburt. Auf ihn folgt eine Reihe von Schattenkönigen, nach deren Letztem das Reich zehn Jahre lang gar keinen König hatte, bis Assarhaddon, Neu-Assyriens König, das Reich seiner Monarchie einverleibte. Er war ein mächtiger Eroberer, der Syrien und Palästina sich unterwarf, die Hebräer in die Sklaverei führte, aber am Ende von selbst wieder frei gab. Desto

unthätiger und weibischer waren seine Nachfolger. Nabopalassar, ein zweiter Arbaces, assyrischer Feldherr, aber Babyloner von Geburt, fühlte die Schmach seines Vaterlands, und befreite es davon. Den erledigten Thron bestieg er selbst, und fieng an, seinem Vaterlande den erloschenen Glanz wieder zu geben, welcher durch seinen Sohn Nebukadnezar noch erhöht ward, denn dieser Krieger überwand in einer entscheidenden Schlacht den Pharao der Aegypter, Necho, dehnte seine Herrschaft bis an die Grenzen des Mittelmeers aus, eroberte Unter-Aegypten, zerstörte in Verbindung mit Kyaxares, der Meder Könige, Niniveh, ohne diesen Tyrus und Jerusalem. Diese letztere Begebenheit hat ihn in den heiligen Büchern der Hebräer sonderbar verewigt.

Nebukadnezar.

Des Auslandes Schrecken, war der Wohlthäter seiner Nation. Das versunkne Babylon stieg neu und schöner unter ihm wieder auf; den Belusthurm ließ er mit regelmäßigen Gebäu-

bäuden umgeben, neue Gassen anlegen, die Mauern der Stadt mit neuen Thürmen versehen, und neue Kanäle graben, um des Euphrats Ueberschwemmungen zu hindern. Seine Schilderung in der Geschichte der Hebräer dürfte nicht sehr gleichen.

Die kleine, aber arbeitsame, sinnreiche, und damals leicht aufgeklärteste Nation der Hebräer lebt uns unvergänglich in ihren patriotischen Dichtern fort. Einer derselben sang ein Trauerlied, als Nebukadnezar seine Landsleute fern von dem Liebsten und Reizendsten, was es für sie gab, von ihrem Vaterlande, nach damaliger Erderersitte, weggeführt hatte.

Ach! wie liegt sie, die Stadt so öde, die
sonst so voll Volks war!
Einer Wittwe nun gleich, klaget und jammert sie laut.
Sie, die einst Fürstin hieß in der Völker
Reihe, die alle
Ehrten, als Königin, sie — sank zur
Sklavin hinab!

 Ach!

Ach! sie weinet des Nachts, daß der Wang' entrollen die Thränen,
Und von den Freunden spricht keine ihr Tröstung ins Herz!
Alle Nächsten verachten sie jetzt, und sind Feinde geworden,
Tief in dem Elende seufzt Judah, und schimpflichem Dienst!
Unter den Heiden wohnt sie und findet nicht Ruhe vom Jammer,
Alle Verfolger umher häufen nur Drangsal auf sie.
Wüste gen Zion hinauf sind die Straßen, und menschenleer alle:
Denn es wallet zum Fest keiner der Pilger nun mehr.
Oede steht jegliches Thor, die Priester seufzen und weinen,
Und der Jungfrau Gestalt welkt, die so reizend geblüht!
Hoch auf jauchzen die Feinde, vom Sieg und Wohlergehn trunken,
Denn ob unsrer Vergehn züchtigt uns zürnend der Herr.

Unsere Frevel verdienten es längst schon, daß gefangen
Vor dem Feinde daher unsere Kinder nun ziehn! —
Aller Reiz ist dahin von der Tochter Zions, verdorret
Jegliche Blüthe, die sonst sie so entzückend geschmückt!
Gleich den Widdern, die nicht mehr Weide finden, und muthlos
Vor den Treibern einher gehn, sind die Großen der Stadt,
Harmvoll denket sie itzt, wie verlassen sie ist, und wie elend,
Und wie der Freuden so viel einst sie im Glücke genoß.
Unter der Knechtschaft Joch ist gebeugt ihr Volk, und es hilft ihm
Keiner. Dem Feind ist ihr Harm Freude, sein Sabbat Gespött.
Schwer versündiget hat an dem Herrn sich Jerusalem, darum
Muß wie ein unrein Weib Zions Geborene seyn.

Wer sie sonst ehrte, verschmähet sie itzt, in der
Blöße sie schauend:
Aber sie seufzet und beugt Schaamroth ihr
Antlitz hinweg.
Schmutz entstellt ihr Gewand! Wann hätte sol-
cherlei Ausgang
Jemal ihr Herz sich geträumt! Schrecklich
der Höhe entstürzt
Liegt sie da, und kein Trost von des Freundes
Lippen erquickt sie.
„Ach Herr! siehe mein Weh, höre des Fein-
des Gespött!“
Klagt sie — „geraubet hat er dir alle Kleinode,
denn Niemand
„Wagt' es, zu wehren der Schaar, als sie
ins Heiligthum drang,
„In dein Heiligthum, Gott! von dem du doch
selber gelobtest:
„Nimmer sollte der Fuß frevelnder Heiden
ihm nahn!
„Angstvoll geht dein Volk nach Brod, giebt
seine Kleinode
„Alle für Speise dahin, daß sich erlabe sein
Herz.

„Ach

„Ach, Herr! sieh doch herab von deinem Himmel, und schaue,
„Wie mich entstellte dein Grimm, wie er mich elend gemacht!
„Die ihr vorüber geht, euch ruf' ich, verweilet und richtet:
„Giebt's wol noch irgend ein Leid, das mich Gebeugte nicht traf?
„Ach! voll Jammers gemacht hat am Tage seiner Erbittrung
„Mich der Herr, hat im Grimm Feuer vom Himmel gesandt,
„Das im Gebeine mir wühlt, das jedes Mark mir verzehret!
„Hat mich in Netze verstrickt, denen mein Fuß nicht entrinnt!
„Oede gemacht hat er mich, daß ich täglich klage und jammre,
„Hat, was ich jemal verbrach, jeglichen Frevel, im Grimm
„Aufgeweckt, daß in Haufen sich nun, wie ein wüthendes Kriegsheer,
„Meiner Vergehungen Zahl über mich stürzen, und mir

„Jeg-

„Jegliche Kraft erliegt, mir Muth und Hoffnung verschwindet.
„Nimmer entklimm' ich darum, nimmer dem Staube hinfort,
„Drein mich die Hand des Zürnenden warf! Zertreten im Grimme
„Hat er die Starken zumal, denen vertraute mein Herz;
„Aufgerufen ein Heer, zu verderben der Jünglinge Haufen,
„Hat, wie des Kelterers Fuß jauchzend die Traube zertritt,
„Ach! zertreten die Jungfraun umher, die Töchter von Judah!
„Darum wein' ich, darob trocknet mein Auge vom Thau
„Quellender Thränen nie! daß mir zürnet, Er, der allein nur
„Hilfe zu schaffen vermag, der nur zu retten versteht,
„Und daß gefallen durch's Schwert mir die Jünglinge sind, die mich schützten,
„Und voll Stolzes der Feind immer sich höher erhebt!"

In

In dieser zartgefühlten Dichtung sehen wir des Patrioten Wunde bluten, fühlen mit, welche Empfindungen eine Nation damals über das Elend haben mußte, dem Feind in die Hände gegeben zu seyn. Besonders aber eine Nation, in deren Mitte solche Sänger lebten.

Propheten nannte man sie, diese Sänger. „Sie waren — sagt Eichhorn — Weise der Vorwelt, die sich durch Verstand und Menschenkenntniß, durch Talente und Erfahrungen über die Wildheit ihrer Zeiten hoch erhoben; gute fromme Männer, die sich dem Strom des einreißenden Verderbens mit Muth entgegen setzten; Eiferer für Wahrheit, Tugend und Religion; Stimmen an Volk und König, wenn alles in einem Todtenschlummer lag. Sie waren Beschützer und Vertreter der Mosaischen Gesetze, die sie wiederholten, wenn sie vergessen waren, erklärten, wenn sie dunkel schienen, anwendeten, wenn ihr Zeitalter neue Einrichtungen bedurfte. Sie waren Schutzengel, welche in bedenklichen und traurigen Lagen dem Volk

und den Königen zur Seite traten, die ihre Entschließungen lenkten. Sie waren Männer von hohem Geist, die mit einem Adlerblick das Gegenwärtige umfaßten, um die Folgen zu ahnden, die daraus hervorgehen würden; und durch dies alles waren sie merkwürdige Werkzeuge in der Hand der Vorsehung, durch die sie die noch unaufgeklärte Welt aufklärte, und ein politisch-unwissendes Volk wie vom Himmel herab belehrte; durch deren Geist Ideen, die ohne sie viel später dem menschlichen Verstand bekannt geworden seyn würden, früh in Umlauf kamen; welche die große Lehre von Einem Gott, wenn sie sich verlieren wollte, wiederum erneuerten und erhielten, damit sie bei der dazu mehr ausgebildeten Nachwelt endlich herrschend werden möchte; welche der sinnlichen Religion Mosis allmählig eine geistigere Richtung zu geben suchten, um den menschlichen Verstand zu einer ganz geistigen nach und nach vorzubereiten, und die sich unter einander zu diesen großen Zwecken freundschaftlich die Hand boten, die einander unterstützten und auf einander bauten. —

Und diese Ebenbilder der Gottheit an Rechtschaffenheit und Tugend, wie an Seelenkräften und Einsichten, suchten auch durch Rath und Beistand den Thron zu halten, wenn er stark wankte, und das Reich zu retten, so lang es noch zu retten war. Wie Demagogen und Patrioten stellten sie sich nachtheiligen Entschließungen bald von freien Stücken nach göttlichen Trieben, die sie in sich fühlten, entgegen, bald gaben sie förmlich aufgefodert ihr Gutachten. — Wie oft folgt Jeremias (der Dichter jener Elegie) einer innern Stimme, und verweißt dem König wie dem Volk den thörichten Hang zur Rebellion gegen die Chaldäer, der nur den Untergang des Staats beschleunigen konnte: und als schon die Chaldäer herbeizogen, die Rebellion durch die gänzliche Zerstörung der Hauptstadt und des Staats zu strafen; so fragt Zedekias einmal nach dem andern, bald öffentlich, bald insgeheim, den Jeremias um sein Gutachten in der gefährlichen Lage: nur war leider Zedekias ein viel zu feiger Sklav seiner eigenen Räthe, um der Stimme der Vernunft und Gottheit, die aus Jeremias redete, zu folgen." Der

Der zweite König Judäa's vor Zedekias war Jojakim. In dessen drittem Regirungsjahre war es, daß Nebukadnezar Judäa's Hauptstadt belagerte. Unter den Hebräern, welche der Sieger als Exulanten nach Chaldäa bringen ließ, befand sich auch Daniel, ein Jüngling aus königlichem Geblüte. Auch ihn zählen der Hebräer heilige Bücher unter die Propheten, und in der Schrift, die wir unter seinem Namen besitzen, befindet sich das Meiste, was wir durch der Hebräer Mund von diesem gefürchteten Eroberer wissen. Keine Nachrichten bringen uns das damalige Hofleben so nahe, als die seinigen, und wie es auch sonst damit beschaffen sey, in diesem Punkte sind sie nicht Werthlos für uns.

Nebukadnezar ertheilte den Befehl, die Vornehmsten der jungen Hebräer zu seinen Diensten vorzubereiten, und sie deshalb in den nöthigen Wissenschaften zu unterrichten. Unter ihnen war Daniel, der, bei seiner Weihung zu königlichen Diensten, nach Sitte des Orients, den neuen Namen Beltsatzar erhielt, und ein Schüler der Chaldäer wurde.

Bald

Bald zeigte sich ihm, allein zu seinem Glück, des Königs hier mehr als despotisch geschilderte Seele. Nebukadnezar hat einen, ihm däucht, sehr bedeutenden Traum gehabt. Schnell versammelt er alle Sternseher und Magier und Chaldäer, die er, Wahnwitz verrathend, also anredet:

„Ich habe einen schreckenden Traum gehabt; sagt mir, was für ein Traum das war!"

Zur Deutung des Traumes verstanden sich die Chaldäer sogleich, den Traum selbst nur wollten sie hören.

„Der Traum ist mir entfallen. Zeigt ihr ihn aber mir nicht an, so wißt, ihr müßt sterben, und eure Wohnungen werden zerstört."

In der höchsten Noth zeigt sich Daniel hier als Retter. Der Traum enthält höchstwahrscheinlich eine Anzeige der Schicksale der Reiche, welche Judäa feindlich behandelt hatten, des Babylonischen, Medischen, Persischen und Griechischen, und endiget mit einer Schilderung des Messiasreiches, durch wel-

welches die Hebräer allgemeine Beherrscher der Welt werden würden.

„Also hat Jehovah dem Könige gezeigt, wie es einst gehen werde. Das ist gewiß dein Traum, und die Deutung richtig.“

Also endet Daniels Rede. Da fiel, heißt es, Nebukadnezar auf sein Angesicht, und betete an vor Daniel. „Kein Zweifel, — sagte er — Euer Jehovah ist ein Gott über alle Götter, ein Herr über alle Könige.“ Daniel ward reich beschenkt, zum Großvezier und Archimagus erhöht.

So weit die Erzählung in der vorhandenen Urkunde; jetzt nehme Eichhorn das Wort.

„Die Schwierigkeiten, welche dem kritischen Forscher in der Geschichte des von Nebukadnezar errichteten Kolosses, und des Festes, das er ihm zu Ehren feiern ließ, aufstoßen, sind nur gering gegen die Zweifel, welche bei dem folgenden Abschnitt erwachen.

„Daniel hatte dem Nebukadnezar schon in seinen frühern Jahren einen Traum ausgelegt,

dem

dem die Kunst aller übrigen Mager nicht gewachsen war. Nun träumt Nebukadnezar aufs neue einen, wie es ihm schien, sehr ominösen Traum: wendet sich aber wegen seiner Deutung nicht zuerst an Daniel, sondern läßt die Mager rufen, und befragt Daniel erst darüber, nachdem ihm seine übrigen Weisen ihr Unvermögen, ihn zu deuten, eingestanden hatten.

„Daniel soll, selbst diesem Edikt zu Folge, das Haupt und der Vorsteher der Mager gewesen seyn: und doch ergeht (wie es der guten Ordnung wegen zu erwarten gewesen wäre) Nebukadnezars Befehl, daß die Mager vor ihm erscheinen sollen, nicht an Daniel den Archimagus; sondern sie werden ohne ihn, und er erst hinterher gerufen: der ganze Orden erscheint, ohne von seinem Haupt begleitet zu werden. Wie läßt sich dies begreifen?"

„Nebukadnezar fällt in Wahnsinn, er läuft (um mit den Bildern des Buchs zu sprechen) aus aller menschlichen Gesellschaft, frißt Gras wie ein Stier, und nach sieben Jahren kehrt die

Ver-

Vernunft zu ihm und er wieder in sein Reich zurück; er herrscht wieder, wie vorhin, ohne daß jemand, wegen seines einmal verlornen Verstandes, Bedenken findet, ihm die Regirung zu verweigern; und nimmt vom Thron Besitz, ohne daß er jemand davon zu vertreiben gehabt hätte, der sich dessen während des Zustandes seines Wahnsinnes und der Wildheit bemächtiget hätte. Und, was diesen Zweifeln das letzte Gewicht giebt, die gewisse Geschichte weiß von allem dem nichts, und selbst Origines, der doch so viele Geschichtbücher befragen konnte, die für uns verloren sind, konnte in keinem einzigen etwas von allem dem finden, was Nebukadnezar von sich selbst eingesteht, daß er in Wahnsinn verfallen, und nach sieben Jahren wieder in sein Reich eingesetzt worden sey.

„Und wie mochte sich doch der wieder klug gewordene Nebukadnezar vor allen Unterthanen seines Reichs durch die Erzählung eines Zustandes, der ihn so wenig zum ferneren Regenten empfahl, beschimpfen? Oder, wenn er ja da-

von

von sprechen wollte, um, (wie vielleicht ein frommer Retter dieser Geschichte vorgeben möchte) seine Dankbarkeit gegen den Jehovah zu bezeugen, der ihm seine Vernunft wieder hatte erwachen lassen: warum schildert er seinen Zustand des Wahnsinns in so auffallenden Zügen, und mit so krassen Bildern, die ihn in den Augen des Volks, zu dem er spricht, und das er beherrschen wollte, tief herabsetzen, wo nicht gar lächerlich machen mußten?

„Endlich, zu welcher Absicht die feierliche Erzählung des Traumes, seiner Deutung und seiner Erfüllung in einem — Ausschreiben? in einem — Edikt? Vielleicht damit Nebukadnezar Gelegenheit bekomme, alle seine Unterthanen zur Verehrung des Jehovah aufzufodern? — das sey ferne! — bloß um das bekannt zu machen, was jeder sehen konnte, und was keiner feierlichen Bekanntmachung, am wenigsten durch ein Ausschreiben bedurfte, — daß Er den Jehovah verehre. Denn das Edikt schließt sich mit den Worten: Darum

lobe und erhebe und preise Ich, Nebukadnezar, den König des Himmels, dessen Thaten recht und dessen Gerichte gerecht sind, und der die Stolzen demüthigen kann."

Grund genug in der That, die Kapitel 3 = 8 im Daniel für nicht von ihm zu erklären. Sie enthalten übertriebene und unwahrscheinliche Erzählungen. Von ihm, dessen Name so berühmt war, waren gewiß allerlei Nachrichten bei der hebräischen Nation im Umlauf. Von der Art waren die Geschichte der Susanna, des Bel und Drachen zu Babel, und wer weiß, wie viel andre noch, die nur die Zeit nicht erhalten. Lange vielleicht giengen sie von Mund zu Mund, ehe sie aufgezeichnet wurden. Hie und da fehlt ihnen das Gepräg der Wahrheit. Wahre Fakta mögen zum Grund liegen, aber so stark verändert und umgeformt, verschönert und verunstaltet, daß es schwer ist, die verkleidete Wahrheit wieder zu ihrer nackten Gestalt zurück zu bringen.

Da unstreitig nicht alle Exulanten dem König so viel Dank schuldig waren, als der zu den

ersten Würden des Staats erhobne Daniel, so ist von ihnen keine große Geneigtheit, ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, zu vermuthen. Seinen Besieger schilderte das stolze Volk als übermüthig, grausam und blutdürstig, denn nicht jeder hat Jeremias Edelmuth, die Quelle des Unglücks in sich zu suchen.

Wie von diesem, so urtheileten sie von jedem Eroberer Judäa's. Wer erinnert sich nicht des Triumphgesangs der Israeliten über den Fall des Königs von Babylon, von Jesaias?

Wie ist er nun so tief gebeugt
Der prunkende Tyrann!
Wie ist sie nun so tief gestürzt
Die Goldumstrahlte Stadt!

Zerbrochen hat den Herrscherstab
Des Frevelnden der Herr,
Womit sein Grimm die Völker schlug,
Die er mit Füßen trat!

In Ruh ist nun die ganze Welt,
Und singt Triumphgesang,
Die Tannen selbst auf Libanon,
Die Cedern freuen sich.

„Nun, sagen sie, sind wir geschützt:
Denn seit der Wüthrich fiel,
Wird keine Axt, uns abzuhau'n,
In Zukunft wieder nahn!"

Das Reich der Schatten bebte selbst,
Als er herniederstieg,
Und foderte die Fürsten auf,
Zu beugen sich vor ihm.

Allein in Wechselchören singt
Ihr Lied, seit sie dich sahe:
„Erwürgt bist du nun, gleich uns,
Bist nun nicht mehr, als wir!

Folgt auch dein Stolz hieher dir nach?
Dir nach der Harfe Klang?
Ha! Motten sind dein Bette jetzt,
Dein Teppich jetzt Gewürm!"

Wie fielst du doch vom Himmel, du,
Der Morgenröthe Sohn?
Wie bist du von der Welt vertilgt,
Dem jedes Volk erlag?

Gedachtest du im Herzen nicht:
Zum Himmel steig' ich auf,
Und gründe meinen Herrscherthron
Hoch, wo die Sterne glühn?

Sprachst du nicht: „Zu der Götter Sitz
Dem Nordgebirg, klimm' ich,
Und schleudre Blitze vom Gewölk,
Das unter mir sich thürmt?"

Zur tiefsten Unterwelt hinab
Sankst du, du stolzer Thor!
Und wer dich sieht, erstaunt und fragt:
„Ist dies der Erdengott?

Ist dies der Mann, vor dem die Welt
Erbebte, der ringsum
In Wüsten alles wandelte,
Wohin sein Schwert nur drang?

Der viel der Städte, wilden Grimms,
  In Trümmern niederwarf?
Und nimmer den Gefangenen
  Zur Heimath kehren ließ?"

Mit Leichenpomp der Gruft vertraut,
  Ruhn alle Fürsten drin;
Du aber liegst im Staube da,
  Weil dein das Grab sich schämt.

Verächtlich stößt es dich zurück,
  Der großen Ahnherrn Schimpf,
Bedeckt mit Leichen liegst du da,
  Die man in Gruben wälzt.

Auch dein Gebein vermodert dort,
  Fern von der Ahnherrn Gruft:
Denn öde ward durch dich das Land,
  Durch dich fiel Weib und Mann!

König von Babylon mochte wohl bei den Hebräern gelten, was manchen Seefahrern Dey von Algier, was den Negern König von England. Der Gefürchtete, der Gehaßte durfte

in

in ihren Erzählungen auf keine Schonung rechnen, da Herabsetzung die einzige Rache war, die sie an ihm nehmen konnten.

Aus gleichem Grunde konnten sie zur Absicht haben, ihren Landsmann Daniel so sehr ins Licht zu stellen, daß nothwendig die Chaldäer desto tiefer in Schatten zu stehen kommen mußten. Am meisten aber vielleicht war's ihnen um Erhebung ihres Jehovah zu thun. In diesem Jehovah vereinigen sich die erhabensten Begriffe von einer Gottheit im Alterthum, Dank sey es den Propheten! So ermahnt Jesaias: „Um eurer Sünde gegen Jehovah willen wird man Euch unter Nebukadnezar nach Babel führen. Dort werdet ihr sehen, wie man silberne, goldene und hölzerne Götterbilder auf den Achseln trägt, vor denen sich die Heiden fürchten. Seht euch vor, es ihnen nicht nachzuthun. Seht ihr das Volk zu jenen strömen, so sprecht in euern Herzen: Jehovah, dich allein soll man anbeten! — Der Götterbilder Zungen sind des Künstlers Werk, allein die

Rede fehlt. Sie schmücken sie mit Gold, wie eine Dirne zum Tanz, und setzen ihnen Kronen auf; die Priester aber stehlen das Gold, und verschwelgen es mit ihren Dirnen. Mit Kleidern schmücken sie die Götterbilder, als ob es Menschen wären; allein sie können sich vor Rost und Motten nicht schützen, und zieht man ihnen ein Purpurkleid an, so muß man selbst den Staub davon wischen. Sie tragen, dem König gleich, ein Scepter in der Hand, und können keinen strafen, der an ihnen frevelt. Auch haben sie Schwert und Axt in der Hand, doch können sie vor Räubern sich nicht wehren. Da seht ihr wohl, daß es nicht Götter sind: drum fürchtet sie nicht!"

So geläuterte Begriffe von der Gottheit sollten nicht vermuthen lassen, daß sie dem auf seine Nationalvorzüge so stolzem Volke hauptsächlich dienten, alle andere Nationen neben sich herabzusetzen: und doch war dem so. Ihr Jehovah war ihnen nichts, als Judäas Schutzgottheit, über deren Eigenschaften sie je nach ihren

ren Hofnungen zu urtheilen schienen. Bald erstreckte sich ihre Macht nicht über ihres Landes Grenzen, und sie konnten ihr entfliehen, bald war Jehovah der Allmächtige. Auch als solcher aber war er nur ihr Gott, der Einzige, von dem sie hoffen konnten. — Wer erinnert sich nicht an dieses Jehovah Triumphlied über Babylons Fall, bei demselben Jesaias?

Herunter mit dir in den Staub,
O Jungfrau, Babylon!
Zur Erde setze jetzt, Chaldäerin, dich nieder!
Hie ist dein Thron, man nennt hinfort
Nicht zartes Liebchen nun dich wieder!
Ergreif die Mühl' und mahle Mehl,
Leg' ab den Schleier, laß die Locken fliegen!
Entblöße deine Schenkel,
Und wate durch den Strom!
Dein Schoos soll aufgedeckt,
Dir jede Hüll' entrissen werden:
Denn unerbittlich üb' ich Rache! —

So ist Jehovah unser Rächer!
Weltschöpfer ist sein Name,

Israels Gott ist er!
Da sitze denn verstummt, und schleich' ins Dunkel,
Du Tochter der Chaldäer nun!
Forthin wirst du nicht länger heißen,
Der Königreiche Herrscherin!

Wohl zürnt' ich auf mein Volk,
Und ließ entweihn mein Eigenthum.
Ich übergab es dir, da fühltest du
Nie Mitleid für das Unglückselige:
Auf Greise legtest du sogar dein schweres Joch,
Und ewig wähntest du zu herrschen.
Drum kam dir dies nie in den Sinn,
Nie träumtest du solch einen Ausgang dir.

So höre denn, du Ueppige, mich jetzt!
Die du, in Sicherheit versenkt, einst sprachst:
„Ich bin's, und keine sonst!
Nie werd' ich Wittwe seyn, nie Kinderlos!"
Stracks soll dich beides treffen,

Der

Der Wittwen Schmach und Kinderlosigkeit,
An Einem Tage treff' es dich,
Es treffe dich mit seiner ganzen Last,
Trotz deiner Zaubereien Menge,
Trotz der Beschwörungskünste Zahl!

Auf deine Schalkheit trautest du,
Und wähntest, daß dich niemand sähe,
Doch thörten dein Verstand und deine Weisheit dich!
Ich bin's ja, dachtest du, sonst keine!

Drum übermannt dich Jammer nun,
Wogegen du nicht Zauberkünste kennst,
Und Elend, unversöhnbar, stürmt auf dich!
Ha! schnell und unverhofft erscheint dein Untergang.

Tritt auf mit deinen Gauklern nun,
Und mit der Zaubereien Menge,
Die du von Jugend auf so emsig triebst!
Vielleicht vermagst du dir zu helfen,
Vielleicht kannst du dich widersetzen!

Doch deiner Plane bist du satt! —
So treten denn die Himmelstheiler *) auf
Und

*) Astrologen, die den Himmel in gewisse Distrikte theilten.

Und retten dich aus deiner Noth!
Die Sternbeschauer, die am neuen Monde
Dein Schicksal dir verkündigten!

Jedoch, den Stoppeln gleich, frißt sie
das Feuer auf,
Sie retten sich nicht aus der Glut, —
Fürwahr nicht eine Glut, an der man
sich erwärmt,
Kein Feuer, um daran zu sitzen! —
So werden dich die Künste lohnen, die
Von jeher dich beschäftigten,
Und so die Zauberer, womit
Von frühster Jugend an du schon im Bunde
standest.
Verzweifelnd irrt ein jeglicher umher,
Und niemand rettet dich!

Sey es nun fromme oder nicht fromme Absicht gewesen, welche jene Erzähler leitete, in jedem Fall mußte bei Menschen von solchem Glauben der heidnische König schwarz erscheinen, und mit Jehovah im Kampf erbärmlich. So rechtfertigten sie ihr Vertrauen auf den Gott

der Hebräer, konnten diesem wohl gar einen Dienst dadurch zu erweisen glauben, und seine Kraft zugleich zur Aegide gegen manche Bedrückung nutzen. Politisch klug war es, Jehovah dem Feinde von der Seite kenntlich zu machen, daß er die Stolzen demüthigen könne und werde.

Wie dem auch sey, so leuchtet so viel wenigstens ein, daß wir aus den unter Daniels Namen erhaltenen Fragmenten keine treue Charakterschilderung Nebukadnezars entwerfen können. Ungefähr so viel mag an jenen Erzählungen wahr seyn, als an des Sterbenden Prophezeihung, die uns die Griechen aufbewahrten. Kurz vor seinem Ende, wird erzählt, stieg Nebukednezar auf den Söller seines Pallastes, und rief:

O Babylon! mein Volk! ein Unglück, dessen keiner
Von deinen Göttern allen wehrt, verkünd' ich dir!
Aus Persien seh' ich ein Maulthier kommen,

Das

Das deinen stolzen Nacken herrisch unter-
jocht!
Es fällt, dein Reich, dahin, wenn einst
der Meder,
Dein Bundgenoß, der Treue Schwüre
bricht.
O sey es mir vergönnt, bevor so hartes
Loos
Dir fällt, die Laufbahn zu beschließen!

Nebukadnezar ward dieses Wunsches gewährt. Nach einer drei und vierzig jährigen Regirung verschwand er aus dem Reich der Lebenden, mit ihm der Glanz seines Throns, der Ruhm seines Reichs. Evilmerodach, sein Werthloser Sohn, behielt das gute Einverständniß mit den Medern nicht bei, und das Reich ward mit Krieg überzogen. Unglücklich dauerte er unter Neriglissar, seinem Nachfolger, der durch Mord den Thron bestieg, fort; Laborosoarchod erbte ihn nach diesem, und unter Nabonid verschwindet das Reich, um nie sich wieder zu erheben. Alle Nachfolger Nebukad-

kadnezars zusammen hatten nur einige zwanzig Jahre auf dem wankenden Throne gesessen.

Als der Schändlichste unter ihnen wird Laborosoarchod geschildert. Einen Satrapen Gebrias ließ er umbringen, weil dieser einen Hirsch traf, den er verfehlt hatte; einen gewissen Gadates ließ er zum Kastraten machen, weil eine seiner Weiber dessen Schönheit gerühmt. Diese abscheuliche That empörte so sehr, daß man in seinem Pallast ihn ermordete. Nur neun Monate hatte er regirt, und wegen der Kürze dieser Regirung fehlt sein Name in einigen Regentenlisten ganz.

Daniel mit der Geschichte in Einstimmung zu bringen, ist schwer, wo nicht gar unmöglich. Wir bemerken bloß: Evilmerodach ist sein Belsazer, Nerigliſſar sein Darius der Meder. — Nach andern ist Nabonid Darius der Meder, noch andre halten Nabonid für Belsazer; beides weniger wahrscheinlich.

Neu-

Neu-Assyrien unter des zweiten Ninus Nachfolgern.

(Von 3213 — 3388.)

Ungefähr zwanzig Jahre vor Nabonassar in Babylon erscheint in Assyrien Phul, ein wilder Eroberer, der, wie seine nächsten Nachfolger, dieses Reich wieder zu einer beträchtlichen Macht erhob. Phul eroberte Mesopotamien, besiegte den König Israels Menahem, und den König Syriens, Rezin.

Thiglath-Pilesar, sein Nachfolger, führte einen Theil der Israeliten in die Gefangenschaft.

Salmanassar vergrößerte das Reich noch mehr, denn unter ihm finden wir einen Theil der syrischen Küste, Arabiens und Persiens, Assyrien unterthan.

Unter Sanherib gieng es unglücklich. Er erlitt eine gänzliche Niederlage; und mußte seine Belagerung Jerusalems aufheben.

Ein assyrischer Herold trat vor Jerusalems Mauern, und foderte Hiskiah, den König, auf, zu erscheinen. Dieser sandte von seinen Hofbedienten welche; worauf der Herold:

„Sagt dem Könige Hiskiah: Also spricht der große König, der König Assyriens: Welch ein Trotz, worauf du dich verlässest! Meinst du, du habest noch Macht zu streiten? Worauf verlässest du dich, daß du mir abtrünnig wurdest? Verlässest du dich auf den zerbrochnen Rohrstab, der dem die Hand durchbohrt, wer sich darauf stützt? Ein solcher ist Aegyptens Pharao allen, die auf ihn sich stützen. Oder verlaßt Ihr Euch auf Euern Jehovah, dessen Altäre Hiskiah plünderte? — Mein Herr, Assyriens König, will dir zweitausend Rosse geben: — hast du wohl Reiter dazu? — Nicht gegen meines Herrn geringsten Unterthanen kannst du dich halten; an mich aber

gieng der Befehl: Zeuch hin in das Land, und verheere es.“

Die Hofbedienten, vor dem Volk auf den Mauern sich schämend, sagten: „Rede Syrisch mit uns, wir verstehen's; nicht Hebräisch, damit uns das Volk wenigstens nicht verstehe.“

„Zu jenen eben — erwiederte der Herold — hat mich mein Herr gesandt, zu den Männern, die auf den Mauern harren. Müssen sie's doch auch erfahren, wenn sie den eigenen Koth mit Euch essen, den eigenen Harn mit Euch trinken. — Höret ihr, Männer, der große König, Assyriens König, spricht zu Euch: „Laßt Euch nicht aufwiegeln von Hiskiah, denn er rettet Euch nicht vor meiner Macht. Laßt Euch nicht mit Jehovah trösten, Er werde Euch nicht in die Hand des Königs von Assyrien geben; gehorchet Hiskiah nicht! Also spricht zu Euch Assyriens König: Nehmt an meine Gnade, kommt heraus zu mir, so soll jeder seines Weinstocks und seines Feigenbaums genießen, und seinen Brunnen trinken, bis ich komme,

und

und in ein Land euch führe, da Korns und Mostes, der Weinberge und Aecker, des Oels und Honigs die Fülle ist, wo Euch kein Untergang droht. Laßt Euch nicht verführen, wenn Hiskiah ruft: Jehovah wird uns retten! Hat von der Heiden Göttern Einer sein Land vor Assyriens Macht gerettet? Wo sind sie, die Götter von Hemath und Arphad? Die Götter von Sepharvaim, Hena und Iwa, wo sind sie? Haben sie wohl Samaria gerettet vor meiner Macht? Wo ist von allen Landesgöttern Einer, der sein Land vor ihr rettete?“

Treu Hiskiahs Gebot, der alles vorausgesehen, und befohlen hatte, „was man auch sage, antwortet nichts,“ schwieg das Volk.

Die Hofbedienten aber zerrissen, zum Zeichen der Trauer, ihre Kleider, giengen, sagten dem König, was sie gehört, und dieser folgte ihrem Beispiel. Rathlos, wie er war, sendete er zu Jesaias, dem Propheten.

„Sagt dem König — gab dieser zur Antwort, — Hiskiah fürchte sich nicht vor den

Worten, womit der Herold des assyrischen Königs lästerte. Dessen Muth wird sinken, denn hören wird er ein Gerücht, wieder heimziehen in sein Land, und durch das Schwert dort fallen."

Der Herold brachte Sanherib die Nachricht auf das Schlachtfeld, denn der König führte Krieg mit den Aethiopen. Von da sandte er jetzt noch einen Brief an Hiskiah. Dieser eilte in den Tempel:

„Jehovah, Israels Gott, — betete er — der du über Cherubim herrschest, und allein Gott bist, des Himmels und der Erde Schöpfer! Neige, Herr, dein Ohr, und höre Sanheribs Worte, der mir Boten sandte, dein zu spotten, des lebenden Gottes! Wahr ist's, Jehovah, die Heiden fielen unter dem Schwert von Assyriens Königen, sie warfen ihre Götter in die Flammen, denn es waren nicht Götter, war Werk von Künstlers Hand, aus Holz und Stein gehauen! Du aber, unser Gott, o Jehovah, rette uns aus seiner Hand, daß alle Lande erkennen, Jehovah, du allein seyst Gott!"

Jesaias sandte an den Hiskiah diese Bothschaft:

„Also spricht Jehovah: Vernommen hab' ich dein Gebet wegen Sanherib, und also ergeht gegen ihn die Stimme: Zions Tochter die Jungfrau verachtet dich, die Tochter Jerusalem spottet dein, und schüttelt das Haupt dir nach! Wer ist's, den du gelästert hast? Wer, gegen den du die Stimme erhobst? — der Heilige in Israel ist es. Jehovah hast du durch deine Herolde gehöhnt, und gesagt: Durch meiner Wagen Menge erstieg ich Libanons Höh, stürzt' ich seine Zedern und Tannen, und kam an den äußersten Karmel; gegraben und ausgetrunken hab' ich die Wasser der Fremde, mit meiner Sohle vertrocknet die See. — Wisse denn, feste Städte sollen nun in wüste Trümmern fallen, welken wie Gras auf der Haide deren Bewohner. Ich kenne dich, kenne dein Sinnen, und daß du tobest wider mich. Dein Uebermuth aber ist zu meinem Ohr gedrungen, ich werde dich bändigen!

digen! — Nicht sollst du dringen in diese Stadt, keinen Pfeil hinein schießen, kein Schild soll ihr sich nahen, kein Wall darum sich thürmen. Zurückziehen sollst du, woher du gekommen bist, denn Ich will diese Stadt beschirmen."

Die Urkunde giebt von dem Ende der Belagerung an, ein Engel des Herrn (den die Erklärer in eine Pest verwandeln, jener gleich, welche Appollon im griechischen Lager vor Ilion erregte, um die Schmach seines Priesters Chryses zu rächen) sey in dem Lager erschienen, habe 185,000 Mann getödtet, Sanherib sey aus dem leichenvollen Lager zurückgezogen und nach Niniveh gekehrt. Als er dort eines Tags im Tempel seinem Gott Nisroch opferte, ward er von seinen ältesten Söhnen ermordet. Die Vatermörder flohen, und der dritte Sohn

Assarhaddan kam zur Regirung. Wir wissen, daß er Babylon seinem Reiche einverleibte, und die Hebräer ins Exilium führte.

Unter

Unter seinen Nachfolgern gieng verloren, was der Vater erworben hatte, denn Nabopalassar riß Babylon wieder von Assyrien los. Nun verlor Assyrien sein Uebergewicht, bis es unter Nebukadnezar und Kyaxares ebenfalls gänzlich verschwindet, um nie sich wieder zu erheben. Es verlosch vierzig Jahre früher, als Babylon.

Neu-Medien unter Arbaces Nachfolgern.

(Von 3295 — 3425.)

Vielleicht kannte Arbaces das Volk, das er zur Freiheit, und die Satrapen, die er zu Schützern derselben erheben wollte, gleich wenig; genug, seine Aristokratische Republik gieng bald nach ihm zu Grunde. Es mag mehr Verstand, mehr Gerechtigkeit und mehr Weisheit dazu gehören, die Freiheit zu ertragen, als die Meder damals hatten. Ungebändigte Menschen mißbrauchen die Freiheit zu Frechheit, und bald also war die alte Ordnung unter die Füße getreten, kein Gesetz bestand, kein Recht galt mehr. Kurz es herrschte völlige Anarchie.

Des-

Dejoces.

Während der durchgängigen Verwirrung aber zog doch bald ein gewisser Dejoces die allgemeine Aufmerksamkeit durch seine Gerechtigkeit auf sich. In dem Dorf, worin er Richter war, führte er solche Ordnung ein, die durch ihre erfreulichen Folgen bald in die Augen fiel. Seine Gerechtigkeit gewann ihm immer mehr Vertrauen, und bald nahten sich ihm auch Fremde, ihm ihre Streitigkeiten vorzutragen, seinen Rath zu hören. So gerecht dort sein Urtheil, so ersprießlich war hier immer sein Rath. Sein Ruf verbreitete sich weit über die Grenzen seiner Gegend, und aus entlegenen Orten wallfahrtete man zu ihm, wie zu einem Orakel.

Je bedeutender sein Ansehn, je größer sein Ruf geworden war, desto verdrüßlicher wurde seine Lage, denn unter den ewigen Zerstreuungen ward ihm der Genuß des eignen Lebens geraubt, ohne daß ihm der Trost geworden wäre, durch Schlichtung aller ihm vorgelegten Händel

del Ordnung in das Ganze gebracht zu haben. Ueberdrüssig des undankbaren Geschäftes zog er sich zurück, ließ niemanden mehr vor sich, den Medern aber den Rath ertheilen, ihre Verfassung zu ändern, und statt ohnmächtiger Richter einen allgemeinen König zu wählen, der sie beschützen könne.

An Dejoces Beispiel hatten sie gesehen, ein weiser Mann allein könne das Volk in der Mitte zwischen Freiheit und Zügellosigkeit halten, und der Beschluß zur Königswahl wurde gefaßt. Begreiflich, daß die Wahl auf Dejoces fiel, und Dejoces bestieg Mediens Thron (3295.)

Nicht lange, so machte er die Erfahrung, ein Dorf oder ein Land zu regiren sey ein bedeutender Unterschied. Dort hatte er meist Zufriedne, hier Mißvergnügte gemacht, und sein Plan mußte mehr ins Große und Weite gehen. So leutselig und offen er vordem gewesen, so verschlossen und ernst wurde er jetzt, da es darauf ankam, die Wahl der Meder zu rechtfertigen. Er entwarf neue Gesetze, sorgte

für Wiederherstellung der verfallenen Städte, und besonders Ekbatana's, weswegen, nach Sitte des Alterthums, man ihn häufig den Erbauer dieser Hauptstadt nannte.

Glaubend aber, durch seine Gesetze die Monarchie noch nicht hinlänglich befestigt zu haben, überzeugt vielleicht auch, daß Furcht bei Vielen, Glanz bei den Meisten sicherer als Weisheit und Gerechtigkeit wirke, entschloß er sich, sein Volk auf ächt orientalischen Fuß zu regieren. Er sammelte eine zahlreiche Leibwache um sich, verschloß sich in seinen Pallast, und wurde nur durch den Glanz, der seinen Thron umgab, sichtbar. Niemand durfte ihm sich nahen, und selbst seine Vertrautesten erkauften dieses Vorrecht nur um den theuern Preis einer sklavischen Ehrfurcht. In seiner Gegenwart durfte keiner lachen, keiner husten, keiner ausspucken, ja nicht einmal ihm gerade ins Angesicht sehen. Nur durch Unterhändler gelangten alle Bitten der Unterthanen zu ihm, und eben so seine Entscheidungen zurück.

Demungeachtet blieben die Meder ihm treu bis an seinen Tod, sey es nun, daß eben dies die Weise war, auf welche sie regirt werden mußten, oder weil seine Gerechtigkeit troz aller sonstigen Veränderungen unverändert dieselbe blieb. Genug, unter seiner drei und funfzig jährigen Regirung wurde Medien weder durch inneren Bürger-, noch durch auswärtigen Krieg beunruhigt, und ruhig bestieg Phraortes, Dejoces Sohn, den väterlichen Thron. Die Meder, sagt Herodot, verstatteten alle jene Einrichtungen, damit keiner, der dem König einst gleich und mit ihm erzogen war, durch List oder Gewalt ihn auf die Seite räume.

Minder zu des Friedens Ruhe geneigt, versuchte Phraortes bald der Waffen Glück. Sein erster Feldzug gegen Persien war glücklich; er unterwarf das Land seinem Scepter. Mächtig genug sich glaubend, wendete er jezt die Waffen gegen Assyrien, wo er die Schlacht, und als Gefangener das Leben verlor.

Sein Sohn und Nachfolger Kyaxares war des Siegers Gewalt entronnen, und eilte an der Spitze seines Heers, des Vaters Ermordung zu rächen. Schon stand er vor Niniveh, als die Nachricht kam, die Scythen, ein Volk aus dem Norden Asiens, ausgezeichnet durch seine Stärke, durch seine Geschicklichkeit im Bogenführen, seine Tapferkeit, harte Lebensart, sein Trinken, und fürchterlich durch seine barbarischen Sitten, Fremde zu opfern, Menschenfleisch zu essen, und aus den Schädeln erschlagner Feinde zu trinken, diese Scythen, Assyriens Bundsgenossen, seyen verheerend in Medien eingebrochen. Kyaxares gieng ihnen entgegen, ward aber geschlagen.

Vier und zwanzig Jahre lang, wie es heißt, unstreitig aber kürzere Zeit, stand nun Medien unter dem Druck der Scythen. Kyaxares indeß befestigte sich immer mehr in der Hauptstadt, und hörte nicht auf, Truppen zu sammeln, die freilich aber gegen die wilden Horden nichts ausrichten konnten. Zu einer schändlichen

lichen List ward darum die Zuflucht genommen, denn in nichts Geringerem bestand sie, als einem National-Meuchelmord. Kyaxares lud die feindlichen Heerführer zu einem Banket ein, machte sie trunken, und ließ sie ermorden. Die Provinzen säumten nicht, dem königlichen Beispiel sogleich zu folgen; die meisten Meder meuchelmordeten ihre Gäste. Wer nicht ermordet ward, floh, und Medien sah sich durch ein abscheuliches Mittel von den Fremdlingen befreit.

Die Entflohenen suchten Schutz bei den benachbarten Königen, und wurden willig von diesen aufgenommen, weil sie mit ihrer Hilfe Medien zu unterjochen gedachten. Kyaxares, diese Absicht ahndend, verlangte von dem König der Lydier Halyattes die Auslieferung der Entflohenen. Sie ward verweigert, und man griff zu den Waffen. Bereit alles zu gewinnen oder alles zu verlieren, zog Kyaxares aus. Der Tag der entscheidenden Schlacht war erschienen, schon wüthete sie unter den

Kampflustigen Heeren, — siehe, da verwandelt sich plötzlich der hellste Mittag in dunkle Nacht, Schrecken bemeistert sich der Lydier und Meder, man zieht sich von beiden Seiten zurück; der Friede wird geschlossen. — Eine Sonnenverfinsterung war es, die zu diesem Frieden Veranlassung gab.

Aufgeschoben nur, vergessen nicht war über diesem Krieg die Rache, die Kyaxares auch an Assyrien zu nehmen beschlossen hatte. Kaum sah er jetzt sein Land von den Scythen gereinigt und mit den Lydiern im Frieden, als er mit Nebukadnezar im Bündniß von neuem gen Niniveh zog, es eroberte, schleifte, und die Einwohner in die Dörfer Mesopotamiens versetzte. Da war es, wo Assyrien aus der Reihe der Reiche verschwand; von jetzt an war es Medische Provinz.

Kyaxares soll zuerst die Völker Asiens in Provinzen, die Krieger in ordentliche Stellungen vertheilt haben. Unter einander gemischt

mischt stritt vorher alles, er stellte Fußvolk, Reiter, Schleuderer, jeden an einen bestimmten Platz, und förderte damit die Kriegskunst um Vieles.

Nach ihm, seinem Vater, erscheint Astyages auf dem Thron. Unter ihm erlosch auch das Reich der Meder, das sich wieder zu dem Range des ersten erhoben hatte, denn Babylon ausgenommen stand alles unter seinem Scepter, was einst zu Groß-Assyrien gehörte. Assyrien ist schon dahin; Astyages Enkel ist es, durch den auch Medien und Babylon aus der Geschichte verschwinden.

Kyros oder Kores
Astyages des Meders Enkel.

Astyages hatte eine Tochter, Mandane. Von dieser träumte er einst, sie lasse so viel Wasser, daß dieses seine Stadt erfülle und ganz Asien überschwemme. Die Traumausleger erregten ihm Furcht vor seiner Tochter, und der Vater beschloß, die Tochter keinem Meder zu vermählen, sondern gab sie einem Perser von guter Familie, dem Cambyses, weil dieser von stiller Gemüthsart, und im Aeußern selbst unter einem mittelmäßigen Meder war. Kaum war dies geschehn, als ein neuer Traum den König beunruhigte. Ihn träumte, ein großer Baum erwachse aus der Tochter Schoose, der mit schnell wachsenden Aesten ganz Asien überschatte. Solch ein Traum konnte wieder durchaus nicht ohne Bedeutung seyn. Schnell wurden denn die Traumausleger berufen, und diese

fanden in dem Traum den Sinn: Mandane werde einen Sohn gebähren, dessen Herrschaft einst über ganz Asien reichen werde.

Heftig erschrack Astyages darüber, denn fürchterlich drohte ihm der noch ungeborne Enkel. Um jeden Falls dem Schlimmsten vorzubeugen, ließ er die der Entbindung nahe Tochter aus Persien holen, und sie bewachen, damit der Neugeborne gleich getödtet werden könne. Mandane gebar einen Sohn, den sie Kores nannte. Kaum erhielt der König hievon die Kunde, als er das Kind vor ihn zu bringen befahl. Einer der Hofleute, Harpagus, überkam es von ihm. „Harpagus — sagte er — ich trage dir ein Geschäft auf; richte das ja pünktlich aus, damit Unterlassung dir nicht selbst Verderben bringe. Nimm den Knaben, den Mandane geboren hat, trag' ihn in dein Haus, tödte und begrabe ihn, wie du dann selbst willst.“ Harpagus versprach Gehorsam, nahm den zum Tode geschmückten Knaben, und trug ihn nach Hause, wo er Thränen

nen im Auge sich seiner Gattin damit nahte. Des Königs strenger Befehl, Mitleid und Furcht stritten in ihm, bis er endlich auf den Einfall gerieth, den Knaben nicht von seinen, durch einen von des Königs eignen Dienern tödten zu lassen. Er sendet zu dem Rinderhirten Mitridates, und übergiebt ihm das Knäblein, um es im wilden Gebirg auszusetzen.

Der Hirt brachte das Knäblein seiner Frau, die eben ein todtes Kind geboren hatte, und gern des fremden Mutter ward. Das todte Kind wurde ausgesetzt und nachher Harpagus überbracht, welcher den kleinen Hirten wie einen Königssohn begrub, während die Hirten den kleinen Königsenkel auferzogen, der zu ihrer Freude groß, schön und stark ward.

Eines Tages spielte der Kleine mit andern Kindern, die ihn zu ihrem König wählten. Eins der Kinder wollte nicht gehorchen; Kores, als König, ließ ihm Prügel geben. Unglücklicher Weise war der Geschlagne Artembares, eines Höflings verzärtelter Bube, der klagt sein

Leid dem Vater, und dieser, wie der Sohn erbärmlich, fodert von dem Könige Bestrafung des Hirtenknaben.

Der König läßt den jungen Kores kommen, der unerschrocken vor ihn tritt, und befragt zur Antwort giebt:

„Die Jungen haben mich zum Könige gewählt; ich hab mich meines Rechts bedient.“

Der Muth, der Stolz des Knaben, einige Züge von Aehnlichkeit mit Mandanen und im Anstand mit sich selbst fallen dem König auf. Er forscht bei dem Hirten; der gesteht, was er weiß: er forscht weiter, und erfährt die Wahrheit. Den Knaben indeß hatte er lieb gewonnen, zum zweitenmal ihn zum Tod zu verurtheilen vermag er nicht, schickt ihn vielmehr seiner Tochter wieder, und begnügt sich an dem ungehorsamen Hofmann blutige Rache zu nehmen. Der Unmensch nahm dessen Kinder, ließ sie ermorden, in Stücken zerhauen, einige davon zur Speise bereiten, tischt dem Vater das scheußliche Mahl auf, sagt ihm dann, was

er

er gegessen, und daß dies die Strafe seines Verbrechens sey.

Der Hofmann verheimlicht seinen Grimm, doch keine Zeit erlöscht die Sehnsucht nach Rache in seinem Herzen. Kaum ist Kores zum Jüngling gereift, als er an ihn sich drängt, ihm die Begebenheit erzählt, und auch in dessen jugendlichem Herzen den Funken der Rache zu lohen Flammen aufjagt. Nicht läßt er ab, den kühnen Jüngling mit dem Gedanken zu befreunden, daß er den Großvater von Thron und Reich verjage.

Kores hatte sich bei dem Volk in Ansehn gesetzt; es konnte nicht fehlen, daß er bald einen Anhang erhielt. In einen nahen Wald nahm er einige Hunderte mit sich, und ließ sie dort aus allen Kräften den ganzen Tag über arbeiten. Sie wissen nicht, warum er das thut, er selbst schweigt über seinen Grund. Am andern Tage ladet er sie alle wieder, und hat für sie ein festliches Mahl bereitet. Am Abend, da des Bechers nicht geschont wird, ruft er:

„Ein

„Ein Wort, ihr Freunde! Welch Leben ist Euch wohl das Liebste, das gestrige oder das heutige?"

Allerdings das heutige — rufen die Freunde.

„Wohlan denn — nimmt Kores das Wort, — folgt ihr mir; so sollt ihr stets, wie heute, leben. — Kaum geboren, verdammte mich Astyages zum Tod, ein Zufall nur hat mich erhalten! Schreckliche, scheußliche Rache ward an meinem Retter genommen, und jede Stunde droht mir noch den Untergang. Nicht bloß, daß er von Thron und Reich mich auszuschließen sinnt, kann ich selbst bei jedem neuen Anfall des Wahnsinns sein Opfer werden. — Angriff ist hier nur Selbstvertheidigung. Kommt, folgt mir nach Assyrien, umgebt treu den Verfolgten, Mediens künftiger König wird Euch lohnen!"

Alle sagten ihm Treue zu; er gieng mit ihnen nach Assyrien, und rüstete sich gegen den Großvater. Dieser, benachrichtigt hievon, zog schnell seine Truppen zusammen; begieng aber

die Unbesonnenheit, denselben Harpagus zum Anführer zu setzen, dem er das scheußliche Mahl aufgetischt hatte. Wie dieser Kores Truppen zu Gesicht bekam, gieng er mit den seinigen zu jenen über, und das vereinte Heer rief Kores zu Mediens König aus.

Und durch diesen neuen König ward auch das medische Reich in ein anderes größeres verschlungen, aus Ursachen, die noch heute, so oft sie wiederkehren, von denselben Wirkungen begleitet sind. In dem Charakter und den Sitten der Bewohner liegt die Ursache von dem Untergang jener Reiche.

Charakter und Sitten

A. Der Babylonier.

Wie oft spricht Jesaias von Babylons Pracht und Herrlichkeit! Wie oft aber auch von Hochmuth und Härte, Ueppigkeit und Wollust der Babylonier! Freilich scheinen jene und diese moralischen Fehler nicht wohl mit einander bestehen zu können, da Wollust fast durchgehends schwach und gutmüthig sich zeigt. Deshalb darf man nicht vergessen, daß ein israelitischer Dichter es ist, der davon spricht, und zu einer Zeit davon spricht, wo Babylonier seiner Nation das Joch der Sklaverei auf den Nacken gebürdet haben. Mit Kriegsgefangenen gieng man damals durchgehends nicht glimpflich um, und es mußte des Propheten hoher, emporstrebender Geist, die Seele, die von Freiheit und Vaterland glühte, die schimpf-

lichen

lichen Fesseln seines Volks doppelt fühlen, und da schon Uebermuth und Härte erblicken, wo minder aufstrebende Geister sehr gelassen blieben.

Desto minder aber läßt sich von ihrer Wollust abdingen. Babylon, begünstigt von seiner Lage und seinem Fluß, floß von Reichthum über, und dieser zog, wie überall, Pracht und Weichlichkeit, Verderbniß der Sitten und Ausschweifungen nach sich. Nirgends vielleicht stieg die Verderbniß höher, und man glaubte sich dadurch berechtigt, Babylon mit dem Namen der großen Hure zu bezeichnen. Als die Stadt von ihrem Glanze sank, die Einwohner in Armuth verfielen, fanden Väter es nicht bedenklich, mit den Leibern ihrer Töchter, Männer ihrer Weiber Wucher zu treiben. Ob die Art, wie sie die Göttin Mylitta, ihre Venus, verehrten, nicht auch hieher gehöre, darüber urtheile man selbst.

Vermöge eines Gesetzes waren alle Mädchen verbunden, einmal in ihrem Leben sich

in

in Mylitta's Tempel einzufinden, und ihren Leib einem Fremden Preis zu geben. Mit einem Blumenkranze auf dem Haupte setzten sie sich in dem Tempel nieder, wo lange gerade Gänge sich befanden, durch welche die Fremden giengen, sich eine der Harrenden zu wählen. Keine darf zurück nach Hause kehren, bis ihr ein Fremder Geld in den Schoos geworfen; worauf er sie aus dem Tempel führt, und ihrer genießt. Wer ihr das Geld zuwirft, muß dabei rufen: „Ich rufe für dich die Göttin Mylitta an.“ Wie gering auch die ihr dargebotne Summe, wer auch der Geber seyn mag, sie darf diesen und jene nicht verweigern; dem Ersten, der ihr eine Summe zuwirft, muß sie folgen; das Geld gehört dem heiligen Schatze an. — Welche durch Schönheit und Leibesgestalt sich auszeichnet, wird bald erlöst; oft Jahrelang aber müssen die Häßlichen warten, um das Gesetz zu erfüllen. Ist dies erfüllt; so könnte man den

Ba-

Babylonerinnen noch so viel bieten, man würde nichts über ihre Keuschheit vermögen.

Dieser letzte Zusatz Herodots bestimmt Goguet zu glauben, diese religiöse Sitte habe ihren Ursprung bloß in dem Mangel geläuterter Begriffe von der Gottheit. „Besonders Mylitten — sagt er — hielten sie für gefährlich, denn sie verleite zu Lüderlichkeit und Unzucht. Aus diesem Grunde baute man ihre Tempel gewöhnlich außerhalb der Städte, und das Gesetz, weit entfernt, die Unzucht befördern zu sollen, war vielmehr gegeben, sie zu hindern. Man wollte die Tugend der Frauen loskaufen, und ihre Keuschheit für immer dadurch sichern, daß man sie eine Ausschweifung begehen ließ, mit welcher Mylitta sich, als ihrem Opfer, begnügen würde.“

Mag dies gegründet seyn; so folgt doch nicht, daß nicht auch dies von hohem Grad verderbter Sitten zeuge. Jetzt kommt es nicht

mehr

mehr darauf an, daß man diese Ausschweifung als eine Art von Söhnung brauchte, nur darauf kommt es an, daß man diese Söhnung für nothwendig hielt, und zu vermuthen ist, ohne vorhergegangene auffallende Beweise jener schlimmen Einwirkung Mylitta's auf die Babylonerinnen konnte man auf einen solchen Gedanken, selbst bei aller Macht des Priesterbetrugs, nicht fallen. Diesem Priesterbetrug aber könnte man füglich Herodots Zusatz auf Rechnung schreiben, weil ihnen, diesen Glauben auszubreiten und zu befördern, um des heiligen Schatzes willen, sehr angelegen seyn mußte.

In den guten Glauben der Babyloner aber Zweifel zu setzen, ist wenig Grund vorhanden. Wir haben gesehen, was aus der erblichen Wissenschaft der Chaldäer wurde, haben gesehen, daß das Volk ganz in ihre Hände gegeben war, und wo man sich von einer Seite auf Zauberei und Beschwörungen legt, der

Sterne

Sterne sich zum Weissagen bedient, von der andern den Keim des eignen Denkens schon im Werden erstickt, da muß Leichtgläubigkeit zu Hause seyn.

Was Wunder nun, wenn man, unter solchen Umständen, bei sonst günstiger Gelegenheit, sie dem Leibe um desto mehr fröhnen sieht, wenn er ihnen Zweck und Endzweck des Lebens war. Die Ergötzlichkeiten der Tafel gehörten in der That zu ihren großen Angelegenheiten, sie praßten auf die ausschweisendste Weise, und waren besonders der Völlerei im Genuß des Weines höchstergeben. Aus dem in Daniels Geschichte beschriebenen Banket des Königs Belsazer kann man sehen, auf welche Weise es dabei hergieng; der König betrunken, die Veziere und Feldherrn nicht nüchtern, die Weiber frevelhaften Muthwillen mit dem Heiligen treibend.

In Kleidung und Wohnung herrschte nicht weniger Verschwendung. Der gemeine Babylo-

byloner trug auf dem bloßen Leibe einen Rock von Leinwand, der bis auf die Füße reichte, darüber einen wollenen Rock und einen kurzen Mantel, gewöhnlich von weißer Farbe. Die Haare ließen sie wachsen, und bedeckten den Kopf mit einem Turban. Statt der Schuhe hatten sie bloß eine dünne, leichte Sohle, statt der Strümpfe eine Art langer Hosen, wie die Türken noch jetzt. Ohne seinen Siegelring am Finger, einen schöngeschnitzten Stock in der Hand gieng keiner aus. Auf diesen Stöcken war statt Knopfs bald ein Apfel, bald eine Rose, eine Lilie, ein Adler, oder sonst etwas geschnitzt, und ohne Stock auszugehen, hielt man für eine Schande.

Die Vornehmen und Reichen trugen auch hier gern Stand und Vermögen zur Schau, und zeigten unglaubliche Pracht. Mit Gold- und Silber-Stoffen, durch Färberei und Stickerei verschönert, nicht zufrieden, bereicherten sie die Kleidungsstücke noch mit Rubinen,

Sma-

Smaragden, Sapphiren und Perlen, schmückten sich mit goldenen Halsbändern, Ohrgehängen mit Edelsteinen besetzt, und salbten sich Haar und Leib mit wohlriechenden kostbaren Oelen, vornehmlich bei Gastmahlen.

Eben so wenig war verschwenderische Pracht in den Wohnungen gespart, besonders in deren inneren Ausschmückung. Gefäße von Elfenbein, Marmor und Erz, oft mit Edelsteinen verziert, waren nicht selten; die meiste Pracht aber bestand in ihren Fußteppichen und Decken, womit sie Sitz und Bett verzierten. Plinius redet von einem Teppich, der nah an 5000 Thaler gekostet habe. — Ausgemahlte Zimmer waren nicht selten.

Weichlichkeit und Prachtliebe veranlaßten in Babylon die Erfindung der Sänften.

Will man von allem Thun und Treiben der Babylonier mit Grund und Folge ein genaues Gemähld, so findet man dieses bei Johannes, wo er in poetischer Begeisterung von

dem

dem Fall des, seiner Nation so verhaßten, Babylons ausruft:

„Sie ist gefallen, sie ist gefallen, Babylon, die Stolze, eine Behausung der Teufel worden, und ein Behältniß aller unreinen Geister, und ein Behältniß aller unreinen und feindseligen Vögel.

„Denn von dem Wein des Zorns ihrer Hurerei haben alle Heiden getrunken, und die Könige auf Erden haben mit ihr Hurerei getrieben, und ihre Kaufleute sind reich worden von ihrer großen Wollust.

„Gehet aus von ihr, mein Volk, daß ihr nicht theilhaft werdet ihrer Sünden, auf daß ihr nicht empfahet etwas von ihren Plagen;

„Denn ihre Sünden reichen bis an den Himmel, und Gott denket an ihren Frevel.

„Bezahlet sie, wie sie euch bezahlet hat, und machet es ihr zwiefältig nach ihren Werken, und mit welchem Kelch sie euch eingeschenket hat, schenket ihr zwiefältig ein.

„Wie viel sie sich herrlich gemacht, und ihren Muthwillen gehabt hat, so viel schenket ihr Quaal und Leid ein, denn sie spricht in ihrem Herzen: Ich sitze, und bin eine Königin, und werde keine Wittwe seyn, und Leid werde ich nicht sehen.

„Darum werden ihre Plagen auf einen Tag kommen, der Noth, Leid und Hunger, mit Feuer wird sie verbrannt werden.

„Und es werden sie beweinen, und sich über sie beklagen die Könige auf Erden, die Muthwillen mit ihr getrieben, wenn sie sehen werden den Rauch von ihrem Brand.

„Und werden von fern stehen für Furcht ihrer Quaal, und werden sprechen: Weh, weh, die große Stadt Babylon, die starke Stadt! Auf Eine Stunde ist dein Gericht kommen!

„Und die Kaufleute auf Erden werden weinen, und Leid tragen bei sich selbst, daß ihre Waare niemand mehr kaufen wird.

„Die Waare des Goldes und Silbers und Edelgesteins, und die Perlen und Seiden, und Purpur und Scharlach und allerlei Cedernholz und allerlei Gefäße von Elfenbein, von köstlichem Holz und von Erz und Eisen,

„Und Zimmt und Thymian und Salben und Weihrauch, und Wein und Oele, und Semmeln und Waizen und Heerden, Schaafe und Pferde und Wagen und Leichname und Seelen der Menschen.

„Und das Obst, daran deine Seele Lust hatte, ist von dir gewichen, und alles, was völlig und herrlich war, ist von dir gewichen, und du wirst solches nicht mehr finden.

„Die Kaufleute solcher Waare, die von ihr sind reich worden, werden von ferne stehen, für Furcht ihrer Quaal weinen und klagen,

„Und sagen: Weh, weh, die große Stadt, die bekleidet war mit Seiden und Purpur und Scharlach, und übergoldet und geschmückt mit Edelgestein und Perlen,

„In

„In Einer Stunde ist verwüstet solcher Reichthum! — Und alle Schiffsherrn, und der Haufe, die auf solchen Schiffen handthieren, und Schiffleute, die auf dem Meer handthieren, stunden von ferne.

„Und schrieen, da sie den Rauch von ihrem Brand sahen, und sprachen: Wer ist gleich der großen Stadt?

„Und sie wurfen Staub auf ihre Häupter, und schrieen, weinten und klagten, und sprachen: Weh, weh die große Stadt, in welcher reich worden sind alle, die da Schiffe im Meer hatten, von ihrer Waare, in Einer Stunde ist sie verwüstet!

„Also wird sie im Sturm verworfen, die große Babylon, und nicht mehr erfunden werden.

„Und die Stimme der Sänger und Saitenspieler, Pfeifer und Posauner, soll nicht mehr in dir gehöret werden, und kein Handwerksmann einiges Handwerks soll mehr in

dir gefunden, und die Stimme der Mühlen nicht mehr in dir gehört;

„Und nicht mehr gehöret die Stimme des Bräutigams und der Braut, denn deine Kaufleute waren Fürsten auf Erden, denn durch deine Zauberei sind verirret worden alle Heiden.“

Dies Letzte ist buchstäblich wahr, denn Babylon war es, wo die anfänglich einfachen und rauheren Assyrer so sehr sich verfeinerten, daß bald an Schwelgerei die Jünger den Meister übertrafen, und Assyrien trug die neue Sitte nach Medien, dieses dieselbe nach Persien über.

B. Der Assyrer.

Kaum indeß läßt von den Sitten der Assyrer sich anders, als nach den Sitten ihrer Könige urtheilen, die auf die Nationen, ansteckend möchte man sagen, wirken. Demzufolge wurden sie im Verfolg der Zeit üppig, weich-

weichlich und wollüstig in nicht geringem Grad. Ihre Ergötzlichkeit ward Schwelgerei, ihr Geschmack liebte das Prächtige, das Kostbare; beides, jene Ergötzlichkeit und dieser Geschmack, Feinde einfacher Tugenden, ächter Menschengröße und auszeichnenden Heldengeistes. Moralische Versunkenheit und physische Schwächung zeigten sich zu gleicher Zeit.

Die Geschichte des Propheten Jonas, mag sie nun ein wirkliches Ereigniß, oder, wie Eichhorn will, lehrende Dichtung enthalten, dient hier immer zum Beweise. Ninive̊h mußte seiner Ausschweifungen halber berüchtigt seyn, wenn man so davon sprechen sollte, als hier davon gesprochen wird. In welche Zeit übrigens diese Geschichte falle, wissen wir nicht. „Jonas — sagt Eichhorn — blühte unter Jerobeam dem Zweiten, vielleicht als schon Phul über das Assyrische Reich herrschte, oder bald darauf zu herrschen anfieng, — denn genauer läßt sich in so alten Zeiten und

bei den schwachen Quellen der Assyrischen Geschichte der Synchronismus nicht ziehen."

C. Der Meder.

So lange aber Assyrien sich von dem Luxus Babylons und den verderbten Sitten, welche dem babylonischen Luxus immer folgen, enthielt, dauerte auch der alte kriegerische Muth, und Assyrien behauptete den Vorrang vor den vereinigten Reichen. Kaum war die alte Sitte gewichen, so sank auch das Reich vom Gipfel seiner Größe, und Medien, wo die einfache Sitte und der alte Muth am längsten sich erhielten, war es, welches zu herrschen anfieng.

Aber vielleicht Dejaces selbst trug durch sein sultanisches Gepräng nicht wenig bei, auch die Meder an jene Pracht und Glanz zu gewöhnen, die unter Kyaxares und Astyages herrschten. Sie trugen lange Kleider mit Schleppen und großen herunterhangenden Aermeln

meln. Die Stoffe dazu waren aus den schönsten Farben gewebt, und reich mit Gold und Silber gestickt. Das Haar ließen sie wachsen, und bedeckten den Kopf mit einer Tiare, oder kostbarem Spitzhut. Goldene Armbänder und Ketten, Halsbänder, mit Edelgesteinen besetzt, waren ihr Schmuck. Sie schminkten sich, und färbten mit einer schwarzen Farbe Augenlied und Braune, damit die Augen lebhafter und größer erschienen.

Zu den Freuden ihrer Tafel gehörte nicht weniger Aufwand, denn man hielt auf viele, mannichfaltige und trefliche Gerichte. Betrinken war gewöhnlich bei König und Unterthan, doch bei dem Trinken des Königs eine Sitte eingeführt, ihm und dem Hofbedienten gleich schimpflich. Es wurde die Vorsicht gebraucht, das Getränk zu kosten, das man dem König reichte; der Obermundschenk goß, bevor er ihm die Schaale reichte, einige Tropfen in die hole linke Hand, und schlürfte sie.

Musik

Musik gehörte mit zu ihren Tafelfreuden, und sie pflegten die Instrumente mit Gesang oder Tanz zu begleiten, welchen letzten sie leidenschaftlich liebten.

Von ihrer Bauart weiß man wenig. Ekbatana, pyramidalisch an einer Anhöhe aufgeführt, war mit sieben Mauern umgeben, von denen keine den Kranz der andern zu sehen hinderte. Die Zinnen der ersten waren weiß, der andern schwarz, der dritten purpurfarbig, der vierten blau, der fünften orangefarbig übertüncht, die der sechsten versilbert und der siebenten vergoldet. Man schließt daraus auf die Gewohnheit, die Häuser von außen mit verschiednen Farben zu übertünchen. Tapeten und Teppiche waren der Häuser vornehmster innerer Schmuck.

Einige von Xenophon erzählte Anekdoten dienen aber mehr, als alle Beschreibung, uns von dem medischen Luxus zu unterrichten.

Als der junge Kores aus Persien, wo er an ein rauhes, männliches Leben gewöhnt war, ein zwölfjähriger Knabe, mit seiner Mutter an Astyages Hof kam, konnt' er sich des Lachens nicht enthalten, alles so weibisch geputzt und geschmückt zu sehn. Wangen, Lippen und Stirn, Haar und Augenbraunen gefärbt, goldene Ketten um den Hals, Armbänder an den Händen, saß Astyages da, dem eiteln Weibe gleich, das zu gefallen wünscht. Der geputzte Alte schenkte auch dem Enkel goldene Ketten, Armbänder, Kleider und Pferde. Die letzten gefielen Kores am besten.

Beim Abendessen mußte der Kleine neben Astyages sitzen. Speisen aller Art zum Ueberfluß wurden aufgetragen, und Kores sah lange befremdet dem allen zu, denn er war an Mäßigkeit der Perser gewöhnt. Endlich rief er aus: „Aber, Großvater, du hast doch schrecklich viele Mühe, satt zu werden, wofern du von dem allen essen mußt.“

Astyages erwiederte lachend: Es wird doch besser, als eure persischen Mahlzeiten seyn?

„Ich weiß nicht — gab Kores zurück, — das aber ist gewiß, wir werden viel schneller und leichter satt, als ihr. Brod und Fleisch ist genug, uns zu sättigen; ihr aber, welche Arbeit und Umschweife, bis ihr dahin gelangt!“

Närrischer Knabe — sagte Astyages, — das ist uns keine Arbeit, und wir thun's gern. Versuch's nur auch, und bald wirst du es treflich finden.

„Und doch dünkt mich — fuhr Kores fort — kannst du die Sachen alle selbst nicht leiden.“

Warum das? — fragte der König.

„Wenn du Brod angreifst, — war Kores Antwort — seh' ich nie, daß du die Hand abwäschest; so oft du sie aber in deine Brühen getunkt hast, trocknest du sie.“

Astyages legte jetzt dem Knaben allerlei Fleisch vor, und dieser fragte, ob er die Erlaubniß habe, damit zu machen, was er wolle. Auf erhaltene Erlaubniß vertheilte er die Stücken unter des Königs Diener. Dir, sagte er, geb' ich es, weil du mich reiten lehrst; dir, weil du meinen Großvater; dir, weil du meine Mutter wohl bedienst. Dem, von Astyages sehr geliebtem, Mundschenken Sakas allein gab er nichts.

Warum nicht diesem auch? — fragte der König. — Ich hab' ihn so lieb.

„Und warum so lieb?“ fragte Kores.

Siehst du nicht, — erhielt er zur Antwort, — wie schön er den Wein eingießt, und kostet, und mir darreicht?

„Das — rief Kores — kann ich wohl besser, als er, und ohne den Becher erst halb auszutrinken.“

Hier-

Hierauf nahm er die Schaale, goß den Wein ein, und reichte sie dem König. „Du mußt erst kosten,“ — rief dieser.

„Behüte! — rief Kores — es ist Gift darin. Ich hab' es wohl gesehn, daß Sakas euch neulich beim Gastmahl Gift einschenkte.“

Du irrst dich Knabe — sagte Astyages.

„Gewiß nicht! — Wißt ihr nicht, wie ihr alle durch sein Getränk den Verstand verlort? Welch ein Lärmen! Wie habt ihr unter einander getobt, gelacht und geschrieen! Die Sänger schrieen sich die Kehlen heiser; kein Mensch verstand sie. So lang ihr saßet, prahltet ihr mit eurer Stärke; doch kaum standet ihr zum Tanz auf, als ihr über eure eignen Füße fielt. Ihr alle wußtet nicht mehr, wer und was und wo ihr wäret; du wußtest so wenig, daß du König, als diese, daß sie Unterthanen seyen; ihr waret nicht bei Sinnen.“

Berauscht sich denn dein Vater nie? — fragte der König.

„Niemals, — rief Kores, — wenn er getrunken hat, hört er bloß auf zu dürsten; sonst nichts. Kein Wunder aber, er hat keinen Sakas bei sich.“

Was hast du nur immer gegen Sakas?

„Ich kann ihn nicht leiden, — sagte der Knabe. — Stets hütet er die Thür, wenn ich zu dir will, und jagt mich fort. Bald hast du zu thun, bald sitzest du im Bade, bald — was weiß ich alles!“

Von dem medischen Hofe soll sich die Etikette herschreiben, welche noch jetzt an den Fürstenhöfen des Orients herrscht; jene Pracht und Glanz, jene Zwangssitten, jene pomphaften Feierlichkeiten, jener hündisch-kriechende Gehorsam, wofür man sich an der Sonne der Majestät wärmte, und prassend von dem Fleiß des Landes zehrte.

Sonst

— Sonst wissen wir von den Sitten und Gebräuchen der Meder nichts. Das Einzige verdient bemerkt zu werden, daß in einigen Distrikten des Landes Vielweiberei, in andern Vielmännerei eingeführt war. Dort durfte jeder Mann wenigstens sieben Frauen heirathen, hier wäre es einer Frau schimpflich gewesen, nicht wenigstens fünf Männer zu haben.

So viel hievon. Zu Untersuchungen mangelt es uns noch an Thatsachen, welche Stoff zu Vergleichung böten.

Verbesserungen.

S. 4 Z. 5 nach Gewißheit setze ein , S 6 Z. 5 v. unt st. täglisches l. klägliches. S 49 Z. 2 st. gött-lichen l. gütlichen. S. 51 Z. 8 st. Naenia l. Naema. S. 51 Z 10 st. konnte l. kanne. S. 58 Z. 3 nach man schalte ein: wol. S. 63 Z. 14 Turkesten l. Turkestan. S. 65 Z. 4 Armur l. Amur. S. 67 Z. 13 Sakor l. Saker. S 72 Z 6 sten l. stan. S. 73 Z. 9 1 l. 10. S. 74 Z. 8 Mesopotamiens l. —mien. S 75 Z. 2 nach Gebirge s. , S. 75 Z. 3 nach Anti-libanon s. , S. 75 Z. 7 nach größten, , S 77 Z. 8 Schirran l. Schirwan. S. 82 Z. 4 v. unt. Dedoner l. Dodoner. S. 84 Z. 11 Schürran l Schigear. S. 84 Z. 14 Nieveh l. Niniveh. S. 85 Z. 4 Nemos l. Nomos S. 97 Z 8 Tiebetaner l. Tibetaner. S. 105 Z. 8 Hamdàn l. Hamdân. S. 111 Z. 7 Ei-genthums rechter l. Eigenthumsrechtes. S. 121 Z. 8 nabaläischen l. nabatäischen. S. 139 Z. 2 v. unt. Pharnis l. Pharnus. S. 159 Z 17 Harkäos l. Zar-käos. S. 167 Z. 12 es l. er. S 172 Z. 4 v. unt. lang l. lange. S. 179 Z. 9 sie l. deren Erbauer. S. 200 Z. 4 v. unt. Nun l. Nur. S. 221 Z. 3 v. unt. st ? s. ein . S. 232 Z. 5 v. unt. das l. daß. S. 233 Z. 1 nach wäre s. für ihn. S. 233 Z. 3 tref-lichen s. Treflichen. S. 246 Z. 2 v. unt. zu Assyriens l. zum. S. 274 Z. 9 nach Grund s. ein , S. 283 Z. 14 nach Bitte streiche das , weg. S. 293 S. 12 zu Ende st. , s. . S. 308 Z. 14 st. sahe l. sah. S. 308 Z. 15 Erwürgt l. Erwürget. S. 326 Z. 10 Ap-pollon l. Apollon. S. 353 Z. 8 l. des Leids und Hungers.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gruber, Johann Gottfried,

Geschichte des menschlichen Geschlechts aus dem Gesichtspunkte der Humanitä
t

Bd.: 1

Leipzig (1806)

H.g.hum. 103-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10435152-0